

# JÜDISCHE ILLUSTRIERTE

VERLAGSBEILAGE DER HOCHSCHULE FÜR JÜDISCHE STUDIEN HEIDELBERG

BERLIN, DEN 17. MAI 2018

3. SIWAN 5778

73. JAHRGANG

NR. 20



Happy  
Shavuot!



והגית בו  
יומם  
ולילה | HOCHSCHULE FÜR  
JÜDISCHE STUDIEN  
HEIDELBERG

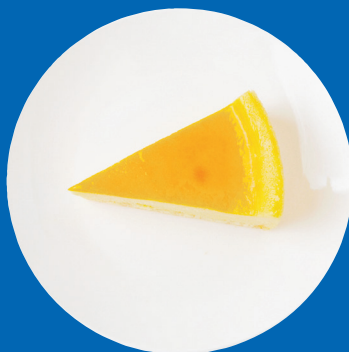




Foto: Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg/flohagena

VON JOHANNES HEIL

Zusammen wird seit ehedem zu Schawuot eine Nacht lang gelernt (Tikkun Leil Schawuot) – auch dieses Jahr an der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg mit Rabbiner Shaul Friberg. Als Pilgerfest ist Schawuot ein gemeinschaftsstiftendes Fest. Beim stehenden Anhören der Aseret ha-Dibberot, der zehn Worte, im Wochenabschnitt in Erinnerung an den Moment, als das Volk auf dem Sinai die Tora entgegennahm, drückt sich das Gemeinschaftliche noch einmal besonders aus.

Zusammen gehören auch an der HfJS das (religiöse) Lernen und (wissenschaftliche) Lehren und Forschen. Im Bau der Hochschule, mit dem vor zehn Jahren begonnen wurde, stehen sich der Beit Midrasch und die Bibliothek Albert Einstein korrespondierend, nicht einander ausschließend gegenüber. Erst im Miteinander werden die Jüdischen Studien vollständig. Schawuot ist dann, liebe Leserinnen und Leser, ein günstiger Moment, die ganz unterschiedlichen Schnittstellen zu betrachten, die die Heidelberger Hochschule zu einem besonderen Ort machen.

Ich habe im vergangenen Semester ein Seminar über »Europäische Wege der Emanzipation«

unterrichtet. Zusammen saßen da Lehramtsstudierende der Geschichte von der Universität und Studierende der Hochschule: die einen vertieft in der Geschichte Habsburgs, Preußens oder auch von Kurmainz, die anderen in den sozialen und politischen Bedingungen kleiner und großer Gemeinden und ihren Lebenswelten, mit der Haskala, und ebenso mit Moses Mendelssohn, Abraham Geiger oder Adolf Jellinek. Einmal abgesehen davon, dass es allein in Heidelberg möglich ist, dass künftige GeschichtslehrerInnen jüdische Geschichte nicht als randständig, sondern als Teil des Ganzen verstehen, hat mir dieses Seminar selbst große Freude gemacht. Denn das gemeinsame Lernen war intensiv, anregend und überaus fruchtbar. Vor allem zog niemand sich auf »seinen« Teil zurück; stets standen der Austausch und die Übergänge im Vordergrund.

Gemeinsam gestaltet wird vieles in Heidelberg. Mit der Universität in der Lehre, denn die meisten Studiengänge sehen ein Zweifach vor; dazu kommen zwei Kooperationsstudiengänge: der Heidelberger Mittelalter-Master und der Master in Vergleichender Literaturwissenschaft. Ab dem Wintersemester 18/19 wird als dritter der Master in Nahoststudien hinzukommen. Kooperativ mit der Universität Heidelberg übt die Hochschule auch das Promotionsrecht in Jüdischen Studien aus. Verbunden ist man mit der Universität Heidelberg besonders in der Forschung, etwa im Sonderforschungsbereich »Materiale Textkulturen«, ferner mit Mainz und Frankfurt im Graduiertenkolleg »Theologie als Wissenschaft«.

Diese Kooperationen haben auch die Grundlage dafür geschaffen, dass 2018 mit dem *Corpus Masoreticum* am Lehrstuhl Bibel und Jüdische Bibelauslegung erstmals ein Langzeitprojekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft eingeworben werden konnte. Dass besonders der Nachwuchs im Fach davon profitieren wird, ist nur eine unter einer Vielzahl positiver Folgen. Im

Miteinander von Zentralrat, Zentralwohlfahrtsstelle und Hochschule fand im Februar in Heidelberg das Fortbildungsseminar für Religions- und HebräischlehrerInnen statt. Die rundweg positiven Eindrücke schlagen sich auch in Ergebnissen nieder: In enger Zusammenarbeit sollen Lehrbücher für jüdische Geschichte und zum Bereich Israel/Naher Osten auf den Weg gebracht werden. In Vorbereitung befindet sich ferner die gemeinsame Ausrichtung des bislang an der Fachhochschule Erfurt angesiedelten Studiengangs Jüdische Sozialarbeit.

Das Wesen der Heidelberger Hochschule – andere würden sagen: den »Markenkern« – macht aber etwas anderes aus: In Verbindung miteinander stehen hier schon an der Basis kulturwissenschaftliche und religiöse Zugänge, konkret heißt das Jüdische Studien und Jüdische Theologie. Wir verstehen unter Jüdischer Theologie das begründete und nach außen wissenschaftlich verantwortete Nachdenken über das (Jüdinnen und Juden eigene!) religiöse Erbe. Die Gegenstände sind (überwiegend) gemeinsam, die Lesarten und Zielsetzungen verschieden. Daraus folgt eine diskursive Situation, die beidem zuträglich ist, zumal wenn Religionslehre und/oder Theologie nicht in Bindung an eine einzelne Strömung oder »Konfession« im Judentum vermittelt werden, sondern übergreifend vor den verschiedenen Denominationen ansetzen.

Gemeinsam werden wir dann auch im Jahr 2019 die anstehenden Feierlichkeiten begehen: mit dem Zentralrat der Juden in Deutschland das 40-jährige Bestehen unserer Hochschule, und mit der Universität und dem Verband der Judaisten in Deutschland das 200-jährige Gründungsjubiläum unserer Disziplin, der Wissenschaft des Judentums.

Der Autor ist Rektor der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg.

## Inhalt

- Gründerzeit in Nahost** 04  
Warum Israel im Unterschied zu anderen Minderheitenstaaten in der Region Erfolg hatte
- Die Rabbanit von Worms** 06  
Was wäre, wenn Belette 1196 nicht ermordet worden wäre?
- Religion oder Abstammung?** 08  
Warum sich das Oberste Gericht Israels mit der Frage beschäftigt, wer Jude ist
- Erzählen, um zu überleben** 10  
Sprachliche Formen von Erinnerungsbewältigung in den biblischen Literaturen

- Iudaei latini?** 12  
Zur vorrabbinischen jüdischen Lebenswelt im westlichen Mittelmeerraum
- Ulpan, Lernen, Schabbat** 13  
Studierende und der Hochschulrabbiner erzählen, worauf sie sich im Sommersemester freuen
- Drei Alumni, drei Fragen** 14  
Absolventen der HfJS berichten, was aus ihnen geworden ist
- Vom Elsass bis nach Basel** 15  
Die Neue Gallia-Germania Judaica – digitale Neubearbeitung der jüdischen Geschichte vor 1300

## IMPRESSUM

### JÜDISCHE ILLUSTRIERTE

Chefredakteur: Detlef David Kauschke  
Redaktion: Susanne Mohn, Ingo Way, Ralf Balke  
Artdirektor: Marco Limberg  
Grafik: Anita Ackermann  
Lektorat: Bettina Piper

Druck: BVZ Berliner Zeitungsdruck GmbH

Herausgeber:  
Zentralrat der Juden in Deutschland K.d.ö.R.  
Gründer: Karl Marx sel. A.

Geschäftsführer: RA Daniel Botmann  
Verlagsleiterin: Korinna v. Richthofen

Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg  
Rektor Prof. Dr. Johannes Heil  
Landfriedstraße 12  
69117 Heidelberg

Telefon 06221 / 54 19 200, Fax 06221 / 54 19 209  
E-Mail: info@hfjs.eu

Eine Verwertung der urheberrechtlich geschützten Zeitungsbeiträge, Abbildungen, Anzeigen etc. ist unzulässig.



## Jüdische Identität stärken

Grußwort von  
Barbara Traub

An Schawuot erinnern wir uns daran, dass uns seinerzeit am Berg Sinai die Tora geschenkt wurde. Und damit erhielt unser Volk gewissermaßen auch seine Seele und seine Identität. Am ersten Abend des Schawuotfestes entspricht es daher den Traditionen, die Tora ausführlich zu studieren. Aber nicht nur die Tora wird gelernt, sondern das gesamte jüdische Wissen und die rabbinische Literatur werden herangezogen, um im Lernen die Tora als Gabe an unser Volk zu preisen.

Das ist eine Tradition, wie wir sie an der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg (HfJS) in besonderer Weise pflegen. Auch bei uns stehen Tora und Judentum im Zentrum, gilt es, das Wissen über das Judentum zu mehren und so auch die jüdische Identität zu stärken. So trägt die HfJS aufgrund der Vielfalt ihrer eigenen akademischen Inhalte und der Verflechtung mit anderen Lehrstühlen an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, der ältesten Universität Deutschlands, zu einem unglaublich vielschichtigen und facettenreichen Angebot für unsere Studierenden und Dozenten bei. Kontakte mit Universitäten in Israel und ganz Europa runden die ohnehin breite Palette ab.

Nicht nur als europäisches Kompetenzzentrum für Jüdische Studien, sondern auch als Hochschule mit einer jüdischen Seele hat die HfJS ein einzigartiges Lern- und Arbeitsklima zu bieten. An Schawuot essen wir Milchprodukte, um zum Ausdruck zu bringen, dass uns Juden die Tora wie Milch ist, die der Säugling begierig aufsaugt, die ihn nährt und gedeihen lässt. Ganz so ist auch die Atmosphäre durch das vertrauensvolle Miteinander von Professoren und Studierenden in einem familiären Umfeld in besonderer Weise geeignet, mit Leidenschaft zum Judentum zu forschen, zu lernen und neues Wissen zu erschließen.

In diesem Sinne lade ich Sie herzlich ein, sich auf den kommenden Seiten selbst ein Bild von der Vielfalt der an der HfJS angebotenen Studiengänge, Lehr- und Lernangebote zu machen. Oder nutzen Sie einfach Ihren nächsten Besuch in Heidelberg, um auch in der Landfriedstraße vorbeizuschauen, in unsere Bibliothek hineinzuschneppern oder einen der interessanten Vorträge zu besuchen, die sich auch an ein breiteres Publikum richten. Ihnen und Ihren Familien sowie allen Studierenden und Professoren an der HfJS nunmehr ein herzliches Schawuot Sameach!

Die Autorin ist Vorsitzende des Kuratoriums der HfJS.



Foto: Philipp Rothe

# Alle Disziplinen

**ÜBERSICHT** Eine Auswahl aus unserem Kursangebot

**M**it zehn Lehrstühlen bietet die Hochschule ein Lehrangebot in allen Disziplinen der Jüdischen Studien, sodass philologische, theologische und kulturwissenschaftliche Fragestellungen und Methoden neben einer Grundausbildung in Bibelwissenschaft und rabbinischer Literatur den Studierenden vermittelt werden. Die religionspraktischen Kurse zu Gebet und Gottesdienst unterrichten Hochschulrabbiner Shaul Friberg sowie zahlreiche Professorinnen und Professoren. Eine breit gefächerte Sprachausbildung von biblischem Hebräisch bis zu Jiddisch befähigt zu einem kundigen Dialog über kanonische Texte und historische Quellen.

Der folgende Überblick zum aktuellen Lehrangebot der Hochschule für Jüdische Studien zeigt eine kleine exemplarische Auswahl aus dem Fächerkanon. Einige Veranstaltungen dieser Hochschule werden gemeinsam mit Professorinnen und Professoren der Universität Heidelberg unterrichtet, sodass Studentinnen und Studenten von der interdisziplinären Zusammenarbeit am Universitätsstandort Heidelberg durchaus profitieren. Kurse in englischer Sprache sind für alle Studierenden aus dem englischsprachigen »Master of Arts Jewish Civilizations«-Programm sowie für andere »Master of Arts«-Programme offen.

### Bibel und Jüdische Bibelauslegung

Grundkurs: Einführung in die Hebräische Bibel  
Oberseminar: Die Bibel als Literatur von Überlebenden

### Talmud, Codices und Rabbinische Literatur

Oberseminar: Wer ist Jude? Der rabbinische Diskurs um jüdische Identität  
Seminar: Judentum und Demokratie im Spiegel der aktuellen Debatte um die gesellschaftliche und kulturelle Gestaltung des Staates Israel

### Geschichte des Jüdischen Volkes

Vorlesung: Ausgrenzung, Verfolgung, Selbstbehauptung – Jüdische Geschichte 1933–1948  
Oberseminar: Joseph Süß Oppenheimer (»Jud Süß«) im innerjüdischen Kontext betrachtet

### Jüdische Literaturen

Vorlesung: The History and Story of Modern Hebrew Literature  
Oberseminar: Text und Bild: Die autobiografischen Werke Chagalls aus kunsthistorischer, jid-distischer und literaturwissenschaftlicher Sicht

### Hebräische Sprachwissenschaft

Oberseminar: Palästinische Vokalisierungstradition des Hebräischen  
Übung: Das Buch *Diqduqe ha-teamim* von Mosche ben Ascher und verwandte gramm. Abhandlungen

### Jüdische Philosophie und Geistesgeschichte

Vorlesung: Was ist jüdische Philosophie? Eine Einführung in Themen, Werke und Denktraditionen  
Oberseminar: Kabbalah und Moderne



Foto: Marco Limberg

### Jüdische Kunst

Seminar: Überblick über die Synagogenarchitektur in Europa: Sachstand und Forschungsgeschichte  
Oberseminar: Landjudentum und Sachkultur: Ausdruck von Rück- oder Eigenständigkeit?

### Jüdische Religionslehre, -pädagogik und -didaktik

Proseminar: Jiddische Gedenkliteratur im Kontext deutsch-, französisch- und englischsprachiger Erinnerungstexte

### Israel- und Nahoststudien

Seminar: Nationsbildung und Staatlichkeit im Vorderen Orient

### Jüdische Musik

Oberseminar: Kultur und Identität: Musik der Mizrachim in Israel  
Seminar: The art of music isn't hard to master ...?! The 19th Century and the Jewish Musician

### Praktische Religionslehre

Übung: Siddur  
Übung: Limmud

Das digitale Vorlesungsverzeichnis ist auf dem Webportal der Hochschule [www.hfjs.eu](http://www.hfjs.eu) öffentlich zugänglich.



# Gründerzeit in Nahost

**ZIONISMUS** *Warum Israel im Unterschied zu anderen Minderheitenstaaten in der Region Erfolg hatte*



David Ben Gurion rief 1948 den Staat Israel aus. Derzeit wird der 70. Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung ausgiebig gefeiert.

Foto: GPO

VON JOHANNES BECKE

Eigentlich war der bewaffnete Konflikt, der im Mai 1948 unmittelbar nach der Gründung des Staates Israel mit seinen arabischen Nachbarn ausbrach, alles andere als eine Überraschung. Denn als vor genau 70 Jahren die Unabhängigkeit des jüdischen Staates ausgerufen wurde, befanden sich Juden und Araber bereits längst im Kampf um die Vorherrschaft über das bis dahin britische Mandatsgebiet Palästina. Und auch, wenn die regulären Armeen Ägyptens, Jordaniens und Syriens erst am Tag darauf offiziell in den Krieg eingriffen, so gab es in dem Land zwischen Mittelmeer und Jordan bereits seit 1947 blutige Auseinandersetzungen zwischen jüdischen und arabischen Milizen, wobei es zu Massakern und Vertreibungen kam. Damit war genau das Realität geworden, was sich spätestens mit dem arabischen Aufstand zwischen 1936 und 1939 in Konturen abzuzeichnen begann: Die Einstaatenlösung war politisch nicht durchsetzbar. Nie hätte man sich auf ein gemeinsames Parlament, eine Regierung oder vielleicht

Polizei einigen können – von einer Fahne oder einer Nationalhymne ganz zu schweigen.

**NARRATIV** Im Kontext des Nahostkonflikts war die Unabhängigkeitserklärung also nicht unbedingt ein Wendepunkt, für das zionistische Projekt hingegen sehr wohl. Aus dem »Medina Schebaderech«, dem Staat im Aufbruch, wurde quasi über Nacht ein Nationalstaat, und aus dem Vorsitzenden des Exekutivrats der Jewish Agency, David Ben Gurion, der Premierminister und der Verteidigungsminister der kommissarischen Regierung. In der Unabhängigkeitserklärung begegnet uns deshalb auch das klassische zionistische Narrativ von der Vision und ihrer Erfüllung, das diesen Moment prägte. »Im Land Israel entstand das jüdische Volk. Hier wurde sein geistiges, religiöses und politisches Wesen geformt. Hier lebte es in staatlicher Unabhängigkeit, hier schuf es nationale und universelle Kulturgüter und schenkte der gesamten Welt das ewige Buch der Bücher. Nachdem das Volk mit Gewalt aus seinem Land vertrieben wurde, hielt es ihm in allen Ländern der Zerstreuung die Treue und ließ nicht ab vom

Gebet und der Hoffnung, in sein Land zurückzukehren und dort seine politische Freiheit zu erneuern.«

Vielleicht kann die »Mamlachtiyut«, die Staatszentriertheit, die in der Unabhängigkeitserklärung gleichfalls zum Ausdruck kommt, nur vor dem Hintergrund der langen jüdischen Geschichte der Staatslosigkeit richtig verstanden werden. Zudem war im Nahen Osten das zionistische Aufbauwerk alles andere als ein Einzelfall. Denn in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen sowie unmittelbar nach 1945 gab es gleich mehrere Staatsprojekte, die von Minderheiten ohne eine Geschichte der staatlichen Selbstbestimmung initiiert worden waren.

So setzte sich bei der Pariser Friedenskonferenz von 1919 eine Delegation assyrisch-chaldäischer Christen – wenn auch vergeblich – für einen assyrischen Nationalstaat im Norden des heutigen Irak ein. Ihr Argument: Ein solcher könne auch für die zahlreichen Nichtchristen auf seinem Territorium wirtschaftliche Vorteile mit sich bringen, und mithilfe einer den Assyrern wohlgesonnenen Mandatsmacht ließe sich gewiss in



spätestens 25 Jahren das Ziel der Eigenstaatlichkeit erreichen.

**GEMEINWESEN** Im Norden des heutigen Marokko, im Rif-Gebirge, waren es die Berber, die nach Unabhängigkeit strebten. Abdelkarim al-Khattabi, einer ihrer Anführer, hatte zum Widerstand gegen die europäische Fremdherrschaft aufgerufen und 1921 die Rif-Republik gegründet, der aber 1926 spanische und französische Kolonialtruppen wieder den Garaus bereiteten. In ihrer Unabhängigkeitserklärung hatten die Berber auf die Eigenständigkeit ihrer Sprache, Kultur und Geschichte verwiesen und deshalb erklärt, »von der Grenze Marokkos bis zum Mittelmeer und vom Fluss Moulouya bis zum Atlantischen Ozean« ein Gemeinwesen gründen zu wollen.

Auch die Kurden pochten auf Eigenstaatlichkeit. Nach der kurzlebigen Ararat-Republik, ausgerufen 1927 von Rebellen im Osten der Türkei, unternahmen sie 1946 mit der Gründung der Mahabad-Republik auf dem Gebiet des Iran einen zweiten Anlauf. Die Demokratische Partei Kurdistans, die treibende Kraft hinter dem Vorhaben, beklagte in ihrem Gründungsaufwurf die kurdische Verfolgungsgeschichte und sprach von »Kugeln, Bomben, Gefängnis, Vertreibung und Exekution«. Zugleich forderte man ein Recht auf nationale Selbstbestimmung. »Warum dürfen unsere Kinder nicht auf Kurdisch erzogen werden? Warum sollen wir unser Haus nicht verwalten, wie es uns gefällt?« Das Ziel war die »Rettung der kurdischen Nation vor der Vernichtung« sowie »die Bewahrung ihres Reichtums, ihrer Frauen und ihres Rufs als Nation«.

Keiner dieser Minderheitenstaaten war von Bestand – weder die Rif-Republik noch die kurdische Mahabad-Republik. Die kurze Phase der Gründerzeit von Minderheitenstaaten im Nahen Osten hörte auf, als alle diese Ansätze von Eigenstaatlichkeit wahlweise vom arabischen, türkischen oder iranischen Nationalismus von der Landkarte gefegt wurden. Allein das zionistische Projekt entwickelte sich in bemerkenswert kurzer Zeit zu einem funktionierenden und blühenden Gemeinwesen – nicht zuletzt dank des raschen Aufbaus funktionierender demokratischer und militärischer Strukturen, der Solidarität der Diaspora und der Fokussierung auf Forschung und Wissenschaft.

**ERBLÜHEN** Nach 70 Jahren ist es durchaus legitim, einige Aspekte der israelischen Unabhängigkeitserklärung einer kritischen Überprüfung zu unterziehen. So wird die Wiederbelebung der hebräischen Sprache betont. Dabei wird aber vergessen, mit wie viel politischem Druck die Hebraisierung der vielsprachigen Einwanderergesellschaft einherging. Und wer sich eben noch selbst mühsam sein Jiddisch abgewöhnt hatte, um endlich zum muskelbepackten Hebräer zu werden, zwang nun seinen aus Nordafrika oder dem Irak eingewanderten Nachbarn, das Arabische aufzugeben. Auch ist in der Unabhängigkeitserklärung von den zionistischen Pionieren zu lesen, die die Wüste zum Blühen gebracht hatten – dabei gehörte das Land seit Urzeiten zum Fruchtbaren Halbmond, der Stadtkulturen wie die von Jerusalem, Beirut und Damaskus überhaupt erst möglich gemacht hatte.

Aber nicht nur die arabische Geschichte des Landes wird zwischen all dem Gerede von Pionieren der hebräischen Arbeit und der hebräischen Sprache ausgeblendet. Auch 2000 Jahre jüdischer



Foto: „State of Israel 10th Anniversary – Celebration For the Minorities In Haifa“, Rafael Mohar, via the Palestine Poster Project Archives

**Der jüdische Staat entwickelte sich zum einzigen Erfolgsmodell in der Region.**

Geschichte werden verkürzt auf Zionssehnsucht und Verfolgung, fast so, als hätte es wichtige Phasen der jüdischen Geistes-, Religions- und Nationalgeschichte außerhalb von Eretz Israel nie gegeben.

**DEMOKRATIE** Zudem fällt bei kritischer Lektüre der Unabhängigkeitserklärung auf: Die Staatsform wird nicht genannt. Auch das Wort Demokratie taucht kein einziges Mal auf. Und selbst wenn man sich für Religionsfreiheit und die rechtliche Gleichstellung aller Bürger unabhängig von ihrer ethnischen oder religiösen Herkunft verbürgt, so fehlt doch jeder Verweis auf eine Trennung von Staat und Religion. Die Grenzen des Staates bleiben unbestimmt, und auch die Konturen der Staatsnation scheinen zu verschwimmen. Zwar unterscheidet der Text zwischen dem »hebräischen Volk, welches un-

abhängig in seinem Land lebt«, und dem »jüdischen Volk in der gesamten Diaspora«, aber die Selbstverpflichtung auf »jüdische Einwanderung und Sammlung der Zerstreuten« deuten an, dass sich hier ein hebräisch-israelischer Nationalstaat konstituiert, der sich als politische Vertretung des gesamten jüdischen Volkes positioniert.

Um all diese Fragen näher zu beleuchten, veranstaltet die Bildungsabteilung im Zentralrat der Juden in Deutschland vom 6. bis 8. Juni eine Tagung unter dem Titel »Wie alles begann – die Staatsgründung Israels im Fokus der Geschichte« in Frankfurt. Als ReferentInnen sind unter anderem Tom Segev, Fania Oz-Salzberger, Motti Golan und Adel Manna eingeladen.

Der Autor ist Juniorprofessor für Israel- und Nahoststudien.



# Die Rabbanit von Worms

## GESCHICHTE

*Was wäre, wenn Belette  
1196 nicht ermordet,  
sondern spirituelle  
»Meisterin« ihrer  
Gemeinde geworden wäre?*



Foto: TU Darmstadt

Pesach-Haggada, geschrieben von Israel ben Meir von Heidelberg, ca. 1430

VON BIRGIT E. KLEIN

Was wäre, wenn« zu fragen, hat eine lange jüdische Geschichte: Eines der beliebtesten Lieder der Pesach-Haggada ist »Dajjenu« – »Es hätte uns genügt«, zum Beispiel »Hätte Er uns die Tora gegeben, ohne uns in das Land Israel zu führen – es hätte uns genügt!« So wird die Gabe der Tora, die an Schawuot gefeiert wird, dem Einzug in das verheißene Land vorgezogen, ein weitreichendes »Was wäre, wenn«-Szenario.

Diesen Ansatz hat ein von Gavriel D. Rosenfeld herausgegebener Sammelband aufgegriffen: *What Ifs of Jewish History. From Abraham to Zionism* (Cambridge 2016). Die hier versammelten 16 Beiträge renommierter Gelehrter beantworten faszinierende Fragen, wie jüdische Geschichte auch anders hätte verlaufen können, von »Was, wenn sich der Exodus niemals ereignet hätte?« (Steven Weitzman) über »Was, wenn König Ferdinand und Königin Isabella die Juden Spaniens 1492 nicht vertrieben hätten?« (Jonathan Ray) und »Was, wenn die Weimarer Republik überlebt hätte? Ein Kapitel aus Walther Rathenaus Erinnerungen« (Michael Brenner) bis hin zu »Was, wenn der Holocaust abgewendet worden wäre?« (Jeffrey S. Gurock). Im Wintersemester 2017/18 haben wir in einer Übung der HfJS die kreativen und anregenden Antworten der Autoren diskutiert und analysiert. Sie sind als fiktive Erzählung formuliert oder als Darstellung, die sich zunächst auf bekannte Fakten stützt und diese dann kontrafaktisch fortschreibt. Dabei haben wir auch drei Desiderate festgestellt: Nur ein Beitrag stammt von einer Frau; kein Alternativszenario behandelt einen Aspekt der Frauen- oder Geschlechtergeschichte, und schließlich fehlen

weitgehend Szenarien für die jüdische Geschichte vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert.

**KLAGELIED** Daher werde ich im Folgenden eine alternative Frage zur Frauen- und Geschlechtergeschichte des Mittelalters stellen: »Was wäre, wenn Belette 1196 nicht ermordet, sondern spirituelle Meisterin – Rabbanit – der Wormser Gemeinde geworden wäre?« Um den Unterschied zwischen Fakten und Fiktion klar erkennbar zu machen, werde ich zunächst die bekannten Fakten darstellen und diese dann alternativ fortzuschreiben.

Von Belette wissen wir aus sehr tragischem Grund: Nachdem sie am 22. Kislev 4957 / 26. November 1196 gemeinsam mit ihrer Mutter Dolza (auch Dolce u.ä.) und ihrer jüngeren Schwester Hanna ermordet worden war, betrauerte ihr Vater, Rabbi Elasar ben Jehuda von Worms (circa 1160 – circa 1230), ihre Ermordung in einem sehr anrührenden Klagelied, das zunächst Dolza als eschet chajil, »tüchtige Frau«, unter Anspielung auf Mischle/Sprüche 31, 10–31 beschreibt:

*»Eine tüchtige Frau, wer findet sie (10a), die Krone ihres Gatten, die Tochter Edler, eine Frau, gottesfürchtig und gepriesen durch ihre guten Taten?*

*Ihr vertraute das Herz ihres Gatten (11a), den sie speiste und ehrenvoll kleidete ...*

*Sie sang Lieder und Gebet und sprach Bittgebete ...*

*In allen Städten lehrte sie die Frauen und stimmte Gesänge, die Ordnungen des Gebets am Morgen und am Abend ordnete sie, und zur Synagoge stand sie früh auf und blieb spät ...«*

Diesem Klagelied verdanken wir wie keinem anderen Text unser Wissen über eine jüdische Frau im Mittelalter: Dolza lehrte die Wormser Frauen und lebte im Rhythmus der Gebetszeiten. Zum Gemeindegebet ging sie frühmorgens und spätabends in die Wormser Synagoge, die 1174/75 das 1034 gebaute Gebäude ersetzt hatte. Und das zu einer Zeit, als es nur einen einzigen Synagogenraum gab, denn die »Weiberschul« wurde erst 1212/13 an die Synagoge angebaut, um fortan die betenden Frauen von den Männern zu trennen. Mit der Mutter Dolza hatten wohl auch die Töchter Belette (geboren um 1183) und Hanna (geboren um 1190) in der den Männern und Frauen gemeinsamen Synagoge gesessen:

*»Ich will die Taten von Belette, meiner großen Tochter, erzählen, dreizehn Jahre war sie alt, züchtig wie eine Braut. Sie hatte alle Gebete und Gesänge von ihrer Mutter gelernt, züchtig und fromm, lieblich und weise, war im Tun ihrer Mutter gefolgt – schön war die Jungfrau ...*

*Flink im Haus war Belette, nur Wahrheit sprechend, dienend ihrem Schöpfer ...*

*Unermüdlich wie ihre Mutter, in ihrer Liebe zu ihrem Bildner ohne jeden Makel.*

*Ihr Sinn auf den Himmel gerichtet, saß sie, mir nahe, um Tora zu hören.*

*Doch erschlagen ward sie, mit ihrer Mutter und ihrer Schwester.*

*In der Nacht des 22. Kislev, als ich friedlich an meinem Tisch saß, kamen zwei Verabscheuungswürdige, erschlugen sie vor meinen Augen und verwundeten mich, meine Schüler und auch meinen Sohn.«*





Fotos: Michael Brocke

Pfeiler mit hebräischer Inschrift (M.) und dem Relief einer Palme (l.) und eines Lebensbaumes (r.) aus der Wormser Synagoge

Nach seinem Hauptberuf auch ha-rokeach (der Salbenmischer) genannt, war der Gatte und Vater Elasar ben Jehuda von Worms ein Schüler des »frommen« Rabbi Jehuda ben Samuel he-chassid gewesen, dem maßgeblichen Lehrer der »Frommen von Aschkenas«, Chasside Aschkenas, und einer ihrer prominentesten Vertreter geworden. Zweifelsohne hatte er maßgeblich die hohe Frömmigkeit und religiöse Bildung seiner Frau und Töchter gefördert.

**INSCRIFT** Was wäre, wenn Belette nicht ermordet, sondern ihrer Mutter folgend die spirituelle »Meisterin« der Wormser Frauen geworden wäre? Vielleicht stellten sich bereits Belettes Zeitgenossen diese Frage, noch ganz geprägt vom Eindruck ihres gewaltsamen, viel zu frühen Todes.

Denn im Schutt der 1938/42 völlig zerstörten Synagoge fand sich auch ein zierlicher, teilweise beschädigter Pfeiler mit einer hebräischen Inschrift auf der Vorderseite, liebevoll verziert mit dem Relief einer Palme darunter, auf der rechten Seite mit einem Lebensbaum, der anscheinend 13 lilienähnliche Blüten trägt, und auf der linken Seite mit einem Doppelflechtband. Der noch erhaltene Teil der Inschrift lautet:

מאשרת\מרת\בלט\הגברת\לסובה\נזכרת\במספר\העלמות  
 ».../ glücklich / Frau/ Belette / die Gebieterin /  
 gedacht / zum Guten / in der Zahl / der jungen  
 Frauen.«

Jüngst hat Michael Brocke den Pfeiler, seine Inschrift und seine Verzierungen ausführlich beschrieben und viele gute Gründe dafür angeführt, dass hier der ermordeten Belette, Tochter des Elasar ben Jehuda, gedacht wird. Denn Belette, französisch für »Wiesel«, hier die wieselflinke Tochter, sei als Name sehr selten in Worms

nachgewiesen und nur auf zwei Inschriften des Wormser Friedhofs in den Jahren 1220 und 1238 genannt. Die Palme repräsentiere Belette: »Dein Wuchs gleicht einer Palme ...« (Hohelied 7,8a), sie auf diese Weise mit Deborah vergleichend, die als Richterin unter einer Palme saß (Richter 4,5). Schließlich könnten die jungen Frauen, alamot, auf die jungen Frauen im Hohelied anspielen: »deshalb lieben dich alamot« (Hld 1,3), was der bekannte antike Gelehrte Rabbi Akiwa in einem fiktiven Dialog zwischen Israel und den Völkern deutete als: »Sie lieben dich al mot: Sie lieben dich bis in den Tod.« All dies könnte also an die so jung ermordete Belette, die vornehme Tochter des berühmten Gelehrten, »über ihren Tod hinaus« erinnern.

**WEIBERSCHUL** Einzig der Umstand, dass Belette nur 13 Jahre alt geworden ist, passt nicht ganz zur »Frau« und »Gebieterin« der Inschrift. Eben dies soll hier wiederum den Anstoß zur fiktiven Gegengeschichte geben: Was wäre, wenn Belette nicht ermordet, sondern zur »Gebieterin unter den jungen Frauen« und Männern (provokativ gefragt) herangewachsen wäre?

Nehmen wir also an, der Pfeiler stand in der gemeinsamen Synagoge der Frauen und Männer von 1174/75 und markierte den Bereich der Frauen, dort, wo Belette zeitlebens gestanden hatte, um das Gebet der Frauen zu leiten und sie zu unterrichten. Doch auch Männer lauschten der Weisheit der Tochter des berühmten Gelehrten. Als einige Männer Anfang 1210 vorschlugen, eine abgetrennte »Weiberschul« zu bauen, da sie sich angeblich wegen des Anblicks der Frauen und des »erotisch-anzüglichen« Klangs ihrer Stimmen nicht mehr auf ihre Gebete konzentrieren konnten, protestierten nicht nur die Frau-

en – auch viele Männer wollten nicht mehr auf Belettes weise Toraauslegungen verzichten. Sie nannten sie ihre Rabbanit, »Rabbinerin«, und meinten hiermit nicht nur die Gattin eines Rabbinen, wörtlich »mein Meister«, sondern ihre gelehrte »Meisterin«. Warum sollte man die Frauen dann nicht auch vorbeten lassen, sie an der Toralesung beteiligen und ihnen partnerschaftlich einen eigenen Frauenminjan, die Zahl der zehn religionsmündigen Personen einräumen, die zur Abhaltung des Gemeinschaftsgebets in allen seinen Teilen erforderlich ist?

In der Wormser Lernnacht an Schawuot des Jahres 1239 (4999 nach jüdischer Zeitrechnung) studierten Männer und Frauen gemeinsam die Tora unter der Leitung der inzwischen 56 Jahre alten Belette und teilten ihre Hoffnungen für das Jahr 5000, mit dem viele messianische Hoffnungen verbanden. Da stand Belette auf und verkündete ihre Vision: »Und wieder stehen wir am Sinai: Als einst unsere Väter und Mütter die Gabe der Tora am Sinai hörten, waren alle noch ungeborenen Seelen präsent; daher hat jede Seele jeweils den ihr eigenen, besonderen Anteil an der Tora, den nur diese Seele jeweils verstehen kann. Im kommenden sechsten Jahrtausend werden wir alle unseren Anteil beitragen, damit die Gabe der Tora vollendet werden kann.« Belette konnte nicht ahnen, dass es erst in knapp sieben Jahrhunderten mit Regina Jonas wieder eine Rabbinerin geben würde, nach deren Ermordung in Auschwitz 1944 jüdische Frauen noch weitere Jahrzehnte warten mussten, bis sie endlich ihren Anteil zur Gabe der Tora beitragen konnten.

Die Autorin ist Rabbinerin und Inhaberin des Lehrstuhls für Geschichte des jüdischen Volkes.



# Religion oder Abstammung?

**ISRAEL** Warum sich das Oberste Gericht mit der Frage beschäftigt, wer Jude ist

VON RONEN REICHMAN

Der hybride Charakter des Kollektivs namens Judentum ist wohl der Grund, warum die Frage »Wer ist Jude?« vor allem bei den sogenannten »Problemfällen« so intensiv diskutiert wird. Denn bei kaum einer anderen Gruppe dürften die religiöse und die ethnisch-nationale Dimension derart miteinander verschränkt sein wie bei Juden. Daher ist es spannend, den Verlauf dieser Diskurse über Generationen hinweg zu verfolgen, unter anderem auch deshalb, weil Fragen nach der Identität nie ihre Aktualität eingebüßt haben.

Im Sommersemester 2018 wird deshalb an der HfJS im Fach Talmud ein Seminar zu genau diesem Themenkomplex angeboten. Auf Basis rabbinischer Quellen sollen die entsprechenden Positionen einer näheren Analyse unterzogen und in den historischen Kontext eingebunden werden – schließlich standen Debatten über Identität sowie ihre unterschiedlichen Anwendungsformen bereits seit der Spätantike im Raum.

**PROBLEMFÄLLE** Zu den am häufigsten diskutierten Fällen dieser Art gehören der Status von Kindern aus einer Ehe von zwei Partnern mit unterschiedlicher Religionszugehörigkeit sowie das Problem einer rückwirkend geltenden rabbinischen Aberkennung des Jüdischseins eines Konvertiten, der nach seiner Konversion nicht mehr oder gar nicht als Jude lebt. Aber auch Kontroversen darüber, wie mit Personen umgegangen werden soll, die als Juden geboren, jedoch aufgrund einer nachlassenden religiösen Bindung von der jüdischen Gemeinschaft nicht mehr als solche anerkannt werden, gab es oft. Und es waren nicht nur Rabbiner, die sich darüber Gedanken machten. Auch im Staat Israel selbst befassten sich Politiker und Juristen mit solchen Fragen.

Hier sei an zwei besonders bekannte »Problemfälle« erinnert, mit denen sich das Oberste Gericht in Israel auseinandersetzen musste. Die juristische Debatte über die Frage »Wer ist Jude?« begann 1959 mit dem Petitionsantrag von Shmuel Oswald Rufeisen, einem 1922 in Polen geborenen Juden, der 1942 zum Christentum konvertiert und 1959 als Karmelitermönch nach Israel eingewandert war.

Trotz seiner Konversion zum Katholizismus, die während der deutschen Besatzung Polens stattgefunden hatte, weshalb er auch in einem Kloster als Zufluchtsort überleben konnte, verstand sich Rufeisen weiterhin als der jüdischen Nation zugehörig. Als Jugendlicher war er sogar in der zionistischen Jugendbewegung Akiva aktiv gewesen. Dem Karmeliterorden hatte er sich 1945 unter dem Namen Daniel Maria auch deswegen angeschlossen, weil dieser in Haifa ein Kloster als Mutterhaus besaß, wo er dann auf seinen Wunsch hin tatsächlich auch lebte und 1952 zum Priester geweiht wurde.

Zum Zeitpunkt seines Petitionsantrags galt das Rückkehrgesetz von 1950. »Jeder Jude ist berechtigt, in das Land einzuwandern«, heißt es darin. Was aber fehlte, war eine Definition dessen, wer

überhaupt unter diese Kategorie fallen sollte. Dieses exklusiv Juden vorbehaltene Recht, das allenfalls aufgrund einer kriminellen Vergangenheit, der Beteiligung an Handlungen gegen das jüdische Volk oder der Gefährdung der öffentlichen Gesundheit verweigert werden konnte, impliziert, dass Juden unmittelbar nach ihrer Einreise in Israel einen entscheidenden Ausweis erhalten und uneingeschränktes Aufenthaltsrecht genießen. Daraufhin können sie auch ohne Einschränkungen die Staatsbürgerschaft erhalten.

Voraussetzung für die Annahme des Ausweises ist der Eintrag in das Bevölkerungsregister. Dafür waren damals zwei getrennte Angaben über die Zugehörigkeit zur Nation und zur Religion notwendig. Jüdische Staatsbürger Israels hätten im Regelfall also zweimal »Jude« eintragen lassen, einmal in dem Feld für die Angaben zur Nation, ein weiteres Mal in dem für Religion.

Für Rufeisen war die Anerkennung seiner jüdischen Identität aus einer nationalen Perspektive von großer Bedeutung. Er wollte auf jeden Fall seine Zugehörigkeit zur jüdischen Nation vom Staat Israel anerkennen lassen, indem er mit dem Verweis auf das Rückkehrgesetz um die Ausstellung einer Urkunde für Einwanderer bat und beantragte, in seinem Personalausweis in dem Feld zur Angabe der Nation »Jude« eintragen zu lassen.

**PETITION** Genau das aber wurde abgelehnt, weshalb Rufeisen seine Petition vor dem Obersten Gericht einbrachte. Sein Argument: »Der Begriff Nation ist mit dem Begriff Religion nicht identisch. Ein Jude nach seiner Nationalität muss nicht ein Jude nach seiner Religion sein.« Die daraufhin einsetzende Diskussion drehte sich vor allem um die Frage, wie der Begriff Jude im Heimkehrgesetz auszulegen sei. Sie wurde aus zwei Blickwinkeln betrachtet. Zunächst galt es zu unterstreichen, wie die Frage nicht beantwortet werden sollte. Gemäß der Halacha, so wurde argumentiert, bleibt ein Jude immer Jude. Die vorherrschende Meinung im jüdischen Recht besagte, dass Konvertiten grundsätzlich als Juden betrachtet werden. Genau an diesem Punkt wollte man ein Exempel statuieren. Der halachische Maßstab sei für die Festlegung des Begriffs Jude im Rückkehrgesetz in keiner Weise verbindlich, erklärten die Richter. Die rechtsstaatlich demokratische Verpflichtung zur Trennung von Staat und Religion verbiete eine automatische Übertragung der halachischen Kriterien auf den besagten Fall.

Zur Erörterung des Begriffs Jude orientierten sich die Richter zunächst am gesellschaftlichen Konsens, nämlich an der Art und Weise, wie der Begriff Jude für gewöhnlich im Alltag verwendet wird. Juden im Allgemeinen und Israelis, darunter auch die nichtjüdischen, nehmen den zu einer anderen Religion übergetretenen Juden als einen Menschen wahr, der, so argumentierte Richter Zvi Berinson, »nicht nur aus der jüdischen Religion, sondern auch aus der jüdischen Nation ausgetreten ist«. Maßgeblich sei ferner eine Interpretation des Rückkehrgesetzes im Kontext seiner Entstehung sowie vor dem Selbstverständnis des Zionismus als politischer Bewegung. So hatte sich Theo-

dor Herzl vehement gegen jede Vermischung von Religion und Staat ausgesprochen. Er wollte keinen jüdischen Staat, sondern einen Staat der Juden, wie er es im September 1897 in einem Brief an Max Bodenheimer formuliert hatte. Deshalb befürwortete Herzl auch die Ablehnung des Antrags des zum Christentum konvertierten Juristen und Journalisten Moritz de Jonge um Aufnahme in einen der zionistischen Vereine.

Die zionistische Argumentation verweist eindeutig auf den Aspekt der historischen Kontinuität. Die daraus abgeleitete Norm verlangt die Bindung an die Vergangenheit der Juden. Darin ist die mittelalterliche Judenverfolgung durch die Christen genauso in Erinnerung zu behalten wie die Tatsache, dass Nation und Religion im Begriff des Judentums immer vereint waren. Jeder Versuch einer Trennung dieser beiden Aspekte sei daher zu unterbinden.

**INTERPRETATION** Richter Chaim Cohen, der für die Annahme des Petitionsantrags von Rufeisen gestimmt hatte, vertrat eine andere Meinung. Die Linie seiner Argumentation folgte weniger der Frage nach der Interpretation des Rückkehrgesetzes als vielmehr der der Interpretation der Regeln zur Eintragung in das Bevölkerungsregister. Dabei sei zu beachten, dass die Beamten in der entsprechenden Behörde in keinerlei Weise autorisiert sind, die Angaben, die ihnen vorgelegt werden, auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Die Eintragung in das Einwohnerregister habe lediglich eine statistische Funktion. Zudem würden aus der Nennung der Nations- und Religionszugehörigkeit keine Rechte erwachsen. All dies spreche für eine Orientierung am Willen des Einwohners. Dem Ganzen liege ein subjektiver Maßstab zugrunde, den Richter Cohen auch im Fall der gesetzlichen Regelung des Rückkehrgesetzes gelten lassen wollte.

Der Prozess wurde im Dezember 1962 entschieden. Mit vier zu eins lehnten die Richter den Petitionsantrag ab. Trotzdem erhielt Pater Daniel, wie Rufeisen sich nun nannte, im September 1963 die Einbürgerungsbestätigung – nur blieb das Feld »Nation« im Bevölkerungsregister sowie im Personalausweis leer.

Wirkung sollte die Deutung Richter Cohens über den Sinn der Eintragung in das Bevölkerungsregister und die daraus sich ergebenden Konsequenzen erst in der nächsten Runde der Debatte haben, nämlich bei der Verhandlung des Petitionsantrags von Benjamin Shalit. Dieser war ein 1935 in Palästina geborener Jude, der hinsichtlich seiner jüdischen Identität ebenso wie Rufeisen die Zugehörigkeit zum jüdischen Kollektiv nur im nationalen Sinn verstand und auf solche Trennung Wert legte. Er heiratete 1958 während seines Studiums in Schottland Anne Geddes, Tochter eines Schotten und einer Französin sowie Nichtjüdin. Das Paar ließ sich in Haifa nieder und war voll in die israelische Kultur integriert. Als ihre Kinder Oren und Galia auf die Welt kamen, wollte Shalit, der sich ebenso wie seine Frau als konfessionslos verstand, beide als Angehörige der jüdischen Nation und konfessi-



onslos ins Bevölkerungsregister eintragen lassen. Sein Anliegen wurde jedoch abgelehnt.

Daraufhin ging der Fall gleichfalls an das Oberste Gericht und wurde von neun Richtern verhandelt. Fünf davon gaben dem Berufungsantrag statt, vier stimmten dagegen. Der Fall, der von 1968 bis 1970 verhandelt wurde, stieß in der Öffentlichkeit auf großes Interesse. In dieser Zeit appellierten die Richter an die Regierung und forderten sie auf, zur Verhinderung solcher ideologisch aufgeladener Debatten ganz auf die Eintragung der nationalen Zugehörigkeit im Bevölkerungsregister zu verzichten. Die Regierung wies ihr Anliegen jedoch zurück.

**ANERKENNUNG** Im Grunde schrieb die Meinung des Obersten Gerichts im Fall Shalit die im Rufeisen-Urteil bereits vorgetragene Argumente von Richter Cohen fort. Es zeichnete sich bei der Mehrheit von ihnen die Tendenz ab, die Fragestellung zu entideologisieren. Im Sinne der subjektivistischen Auffassung von Cohen wurde das Ganze als eine verwaltungsrechtliche Angelegenheit beurteilt und der Regelungszweck solcher Eintragungen betont. Diese würden lediglich statistischen Zwecken dienen. Die Frage war also, erklärte Richter Joel Sussmann, nicht die allgemeine, wer Jude sei, sondern lediglich die, ob die entsprechende Behörde dazu verpflichtet sei oder nicht, Kinder als konfessionslose Angehörige der jüdischen Nation ins Bevölkerungsregister einzutragen.

Es gehe dabei nicht um die Anerkennung der Kinder als Juden. Die Eintragung in das Einwohnerregister selbst stelle keine Grundlage für eine Anerkennung als solche dar. Auch sei die Verpflichtung dazu nicht von der Richtigkeit der gemachten Angaben abhängig, und auch die Tatsache, dass sie eingetragen werden, würde nicht automatisch bedeuten, sie seien korrekt. Gerade solche Details wie Angaben über die Zugehörigkeit zu Nation und Religion gelten im Gesetz nicht als »Prima-Facie-Beweise«, auch Anscheinbeweise genannt. Nur in ganz extremen Fällen, wenn beispielsweise ein Erwachsener bei der Angabe seines Alters das eines Kindes nennt, sei der Beamte befugt und verpflichtet, die Erklärung nicht zu akzeptieren. Der subjektive Maßstab erwächst aus dem Geist des Gesetzes über die Eintragung im Bevölkerungsregister und setzt den Beamten deutliche Grenzen in ihrem Beurteilungsspielraum.

**CHARAKTER** Der Vergleich der Fälle Rufeisen und Shalit zeigt: Beide Antragsteller beanspruchten die Eintragung »jüdisch« unter der Rubrik »Nation«. Aber was dem geborenen Juden Rufeisen nicht gewährt wurde, bekamen die nach halachischer Sicht nichtjüdischen Kinder von Shalit zugesprochen. Diese auf den ersten Blick paradoxe Vorgehensweise hat man mit dem Hinweis auf den gemeinsamen säkularen Charakter beider Gerichtsurteile zu erklären versucht. Denn in beiden Fällen wurde ein dem halachischen Maßstab entgegengesetztes Urteil gefällt. Zudem ist Folgendes zu beachten: Im Fall Rufeisen orientierte sich die herrschende Meinung an einer objektivistischen Deutung des Begriffs »Jude«. Diese Hermeneutik hat sich im Fall Shalit gewandelt. Hier hat sich eindeutig die subjektivistische Orientierung durchgesetzt. Zudem kündigte sich darin die Tendenz an, die Frage der Eintragung abseits von ihrem ideologischen Gehalt im konkreten Kontext des fraglichen Regelungsbereichs zu behandeln. Anders als im Fall Rufeisen konnte



Fotos: Flash 90

man dabei auch von einem breiten Konsens in der israelischen Bevölkerung ausgehen.

Unmittelbar nach Bekanntgabe der Entscheidung zugunsten von Shalit erfolgte die parlamentarische Gegenreaktion. Auf Druck der religiösen Parteien wurde das Rückkehrgesetz novelliert und der entsprechende Paragraph, der eine ver-

bindliche Definition darüber enthält, wer Jude ist, mit dem Gesetz über die Eintragung in das Bevölkerungsregister von 1965 verknüpft. Wer nun also als Jude nach Israel einwandern will und sich unter den Kategorien Religion und Nation auch als solcher registrieren lassen möchte, muss entweder eine jüdische Mutter haben oder zum Judentum konvertiert sein. Angehörigen einer anderen Religion ist dieser Schritt nicht möglich.

Diese gesetzgeberische, politische Antwort auf das liberale Urteil im Fall Shalit setzt eine verbindliche Interpretation des Begriffs »Jude« fest, die die Komponenten Nation und Religion untrennbar miteinander verknüpft. Bei der Novellierung wurde der halachische Maßstab aufgegriffen und die Einschränkung »... und nicht Angehöriger einer anderen Religion« hinzugefügt, die auf das Urteil im Fall Rufeisen zurückgeht. Sie beinhaltet zudem auch einen weiteren, liberalen sowie praktisch orientierten Paragraphen, wonach die Staatsbürgerschaft auch den nichtjüdischen Verwandten eines Juden zusteht – beispielsweise Ehepartnern, Kindern und Enkeln. Dieser Paragraph sichert im Sinne der Familienzusammenführung vor allem das Recht auf Einwanderung von Paaren mit unterschiedlicher Religionszugehörigkeit.

**KONNOTATION** Betrachtet man den ersten Teil der Novellierung, so zeigt die eindeutige parlamentarische Reaktion auf das Shalit-Urteil, wie schwer die Einheitstheorie von der Untrennbarkeit von Nation und Religion im Begriff des Judentums wiegt. Gemäß der neuen Definition wird vor allem aufgrund der Einschränkung »und nicht Angehöriger einer anderen Religion«, die die Halacha nicht anerkennt, der religiöse Aspekt im Begriff des Judentums formal hervorgehoben. In seiner Mitteilung über die nationale Zugehörigkeit ist der jüdische Bürger insofern gezwungen, den religiös besetzten Sinn im Begriff Jude in Kauf zu nehmen.

Kein Wunder, dass die neue gesetzliche Regelung unmittelbar nach ihrer Inkraftsetzung einen Georg Rafael Tamrin veranlasste, eine Beschwerde vor dem Obersten Gericht einzureichen. Nun wurde im Kontext der Nationszugehörigkeit das israelische gegen das jüdische Bewusstsein ausgespielt. Tamrin nahm Anstoß daran, dass der Begriff »Jude« seiner Meinung nach nun eine zu starke national-religiöse Konnotation erhalten habe, und wollte den Eintrag »Jude« durch »Israeli« im Personalausweis ersetzt wissen. Sein Antrag wurde zwar abgelehnt, doch traf er damit durchaus den durch die zahlreichen Kulturkämpfe sensibilisierten Nerv vieler Israelis.

Eine weitere Wendung in diesem Diskurs war die richterliche Entscheidung aus dem Jahr 2011, als dem Gesuch des atheistischen Schriftstellers Yoram Kaniuk stattgegeben wurde. Er hatte darauf bestanden, dass seine im Personalausweis genannte religiöse Zugehörigkeit verschwinden soll. Dieser Präzedenzfall verleiht der Konfessionsfreiheit israelischer Bürger, die ethnisch gesehen dem jüdischen Volk angehören, eine staatliche Anerkennung. Im globalen Kontext erblickt man in all dem die Sonderstellung der Gesellschaft im Staat Israel. Es ist vermutlich das einzige Land auf der Welt, wo Sensibilitäten für den eigenen Personenbegriff den politischen und gesellschaftlichen Diskurs um die Zukunft des Landes nicht nur widerspiegeln, sondern zugleich auch vorantreiben können.

Der Autor ist Inhaber des Lehrstuhls für Talmud, Codices und Rabbinische Literatur.



# Erzählen, um zu überleben

**TANACH** Sprachliche Formen von Erinnerungsbewältigung  
in den biblischen Literaturen

VON HANNA LISS

Die Hebräische Bibel ist ein Dokument, in dem sich nicht nur Spuren kollektiver Traumatisierungen finden lassen, sondern zugleich auch sehr gelungene Versuche, genau diese zu überwinden. Vor allem, wenn wir in den Vorderen und Hinteren Prophetenbüchern von der Staatenbildung der beiden Reiche Israel und Juda, aber auch von ihren kurzen Phasen der Blüte und dem grausamen Ende, das ihnen die Assyrer und Babylonier zwischen dem 10. und 6. Jahrhundert v.d.Z. bereiteten, erfahren, dann geht es zumeist um die Beziehung zwischen Gott und Israel. Betont wird dabei, dass es Israel war, das den göttlichen Zorn auf sich gezogen hat und damit die Verantwortung für seine nationalen Katastrophen selbst trägt.

Da mag man sich schnell folgende Fragen stellen: Wie kann es sein, dass Israel in der eigenen Nationalliteratur für seinen Untergang an den Pranger gestellt wird? Hängt es vielleicht damit zusammen, dass theologische und historische Einschätzung nicht ganz deckungsgleich sind? Betrachten wir nämlich die politische Situation dieser Zeit, so ergibt sich folgendes Bild: Die Jahre unter der assyrischen Oberherrschaft, der Untergang des Staatsgebietes Israels 732 v.d.Z., die Belagerung Jerusalems 701 v.d.Z. und schließlich die Zerstörung der Stadt durch Nebukadnezar im Jahr 586 v.d.Z. lassen unmissverständlich erkennen, dass eine politische oder militärische Katastrophe die nächste jagte, und dass weder die Nordreich-Könige noch die davidischen Repräsentanten unter den historischen Rahmenbedingungen eine Politik betreiben konnten, die den politischen Zusammenbruch des kleinen Staates Juda trotz seiner im Vergleich mit den syro-palästinischen Kleinststaaten relativen Stärke auf Dauer hätte verhindern können.

**SCHAM** Landverlust, Vertreibung und die eigene militärische Schwäche waren seinerzeit die schlimmsten Erfahrungen, die ein Volk machen konnte. All das galt als sehr schamvoll. Aber statt diese politischen Gegebenheiten hervorzuheben, wird Israel in einem religiösen Kontext verhandelt und als Schuldiger für das eigene Versagen überführt. Die Bibel ist deshalb auch ein Dokument der kollektiven Schamerfahrungen.

Wir müssen uns dabei stets vor Augen führen, dass das politisch-militärische Ausgeliefertsein an andere Nationen im Denken der damaligen Gesellschaften in erster Linie als Schwäche des eigenen Gottes oder gar als Preisgabe durch den Reichs- oder Stadtgott gedeutet wurde und daher in höchstem Maße ein schamvolles Erlebnis war. In ihrem Buch *Shame and the Search for Identity* schreibt die Autorin Helen Lynd, dass zum Erleben von Scham immer der »Verlust von Vertrauen, Bloßstellung, Scheitern, das Gefühl der Heimatlosigkeit« gehört.

Auch für Israel war dies offensichtlich eine ganz zentrale Erfahrung. Wie ein roter Faden



»Nebukadnezar zerstört Jerusalem«: kolorierte Kreidelithografie von Roland Weibezahl, 1832

Foto: dpa

zieht sich daher gerade das Motiv von »Scham und Verachtung« – auf Hebräisch: buscha und kelimma – durch die Erzählungen und Berichte zunächst der Hebräischen Bibel (Ez 7,18; Jer 51,51; Ovad 1,10; Mi 7,10; Ps 69,8; 89,46; 109,29), dann aber auch der späteren rabbinischen Quellen des Judentums bis in die Liturgie hinein.

Noch heute beten wir beim Segen für den Neumond (Birkhot ha-Chodesh) für ein »Leben ohne Scham und Schande«. Gerade in den Klageliedern (Ekha) als nationaler Klage über die Verwüstung des Tempels und dem Leiden der jüdischen Bevölkerung wird dies eindrucksvoll geschildert. Und Jean-Paul Sartre beobachtete in seinem Hauptwerk *Das Sein und das Nichts* einmal sehr treffend, dass der Beschämte beziehungsweise der sich Schämende zum Objekt für andere wird: »Die reine Scham ist nicht das Gefühl, dieser oder jener tadelnswerte Gegenstand zu sein, sondern überhaupt ein Gegenstand zu sein, das heißt, mich in jenem degradierten, abhängigen und starr gewordenen Gegenstand, der ich für andere geworden bin, wiederzuerkennen.«

Traumatische Erfahrungen, die bei den Opfern ein Schamerleben hervorrufen, zeigen sich also

darin, dass Räume und Grenzen nicht respektiert oder vonseiten des Täters seinem Opfer erst gar nicht mehr zugestanden werden. Scham ist also von Heimatlosigkeit und dem Verlust des eigenen Raumes geprägt. Strategien der Schamabwehr müssten danach dergestalt entwickelt werden, dass der Beschämte seine Handlungsfähigkeit vor sich selbst und dem anderen – in unserem Falle müsste man zusätzlich wohl auch vor Gott sagen – wiedergewinnt. Die positive Verarbeitung bestünde mithin in der Wiedergewinnung des Raumes und der eigenen Verfügungsgewalt. Für Israel bestand diese positive Verarbeitung im gedeuteten Aufschreiben der Ereignisse durch die geistige und kultische Elite: die Priester und die Propheten.

So kam es in Israel in der schmerzhaften Auseinandersetzung mit den Verfolgungen durch andere zur Überführung des traumatischen Erlebnisses der Heimatlosigkeit und Nacktheit in einen Raum der Schuld, und zwar: in einen Text-Raum. Aus der ahistorischen, traumatischen – in der Sprache der modernen Psychotraumatologie: dissoziativen – Erinnerung in ihren einzelnen Fetzen wurde eine sinnstiftete, assoziative



Sprachhandlung. In Israel entstand also so etwas wie ein »Schuld-Raum«, den je eigens akzentuiert zu betreten die Überlebenden und ihre geistigen Nachfahren, das rabbinische Judentum, gewagt haben – bis heute eigentlich. So lesen wir bereits im Hoshea-Buch (Hos 14,2): »Kehr um, Israel! (...) Denn in deinem Schuldraum bist du gestrauchelt.«

Für uns Heutige ist es vor allem spannend, danach zu fragen, mit welchen sprachlichen Mitteln es Israel gelungen ist, ein Stück seiner eigenen Geschichte wieder beherrschen zu können? Lassen sich rhetorische Kategorien und Parameter ausmachen, nach denen man Texte nicht nur auf der inhaltlichen Ebene als Schilderung traumatisierender Ereignisse beschreiben kann, sondern auch formal?

Insbesondere die prophetische Literatur, wie sonst eigentlich nur noch die Klagelieder (Ekha), zeichnet sich durch rätselhafte Bilder und eine schroffe Rhetorik aus. Besonders die Fluchworte aus der Sammlung von Texten, die dem Propheten Jirmejahu (Jeremija) zugeschrieben werden, sind an zerstörerischer Wut kaum zu überbieten. Dabei wurde schon oft darauf hingewiesen, dass bestimmte Texte aus dem Buch Jeremija nicht einfach Fluchworte enthalten, sondern sogenannte »metonymische Flüche«. Solche Fluchworte zeichnen sich dadurch aus, dass sie nicht einfach ein Unglück heraufbeschwören, sondern dass vielmehr die Verfluchten dieses Unglück selbst verkörpern. Das destruktive Potenzial einer solchen Sprache ist gewaltig: »Und ich mache sie zur Abschreckung, zum Unglück für alle Königreiche der Erde, zur Schande und zum Sprichwort, zur Spottrede und zur Verwünschung an allen Orten, in die hinein ich sie verstoßen werde« (Jer 24,9). »Ich mache sie zur Abschreckung für alle Königreiche der Erde, zum Fluch und zum Horror und zum Gezisch und zur Schande unter allen Völkern, in die hinein ich sie verstoßen habe« (Jer 29,18).

Die Verfluchten werden zum direkten Objekt der Katastrophe. Diese Spruchworte versprachlichen dabei nicht nur das punktuell-plötzliche, sondern auch ein personell und räumlich zielloses zerstörerisches Erlebnis für die Angesprochenen: »Alle« werden aufgerieben, unter »allen« Völkern, ein Ende scheint nicht in Sicht oder ist erst dann erreicht, wenn auch alle umgekommen sein werden. Metonymische Fluchworte drücken also aus, dass die so Angesprochenen noch immer in diesen destruktiven Bezügen leben.

**METAPHER** Schauen wir uns als Gegenbeispiel den Propheten Jesaja an: Seine vor allem durch kühne Metaphern geprägte Sprache zeichnet sich darin aus, dass sie die politisch-militärischen Begebenheiten als »göttliches Handeln« deutet. Jesajas metaphorische Sprache ist eine Sprache, die erzeugt, was sie zu bezeugen vorgibt. Metaphorische prophetische Rede stellt also nicht einfach einen Sachverhalt dar, sondern stellt einen neuen, einen »theologischen Sachverhalt« aus den geschichtlichen Begebenheiten her. Gegen jede kollektive Tradition macht sie Adonaj Zevaot, den Ewigen, zum Fels, über den man ins Straucheln gerät (Jes 8,14). Sie durchtrennt den militärischen Schulterchluss zwischen den davidischen Königen und Gott und erklärt Gottes Wirken zu einer befremdlichen Tat (Jes 28,21). Innovation und Wandel der prophetischen Sprache konstituieren eine völlige Umwertung aller traditionellen theologischen Werte. Dabei stellt der Prophet seine Zeitgenossen erbarmungslos

unter Schuld und Verfehlung, und zwar deshalb, um das historische Israel als Volk unter den anderen Nationen auch weiterhin als Volk Gottes behaupten zu können.

Die Prophetie Jesajas eröffnete also die Möglichkeit, auf theologischer Ebene eine »Schuld« Israels zu formulieren und dabei gleichzeitig der Tatsache Rechnung zu tragen, dass der kleine Staat unter historischen Gesichtspunkten keine andere Politik hätte betreiben können, die seinen politi-

phorische Rede kann also als Sprache gedeutet werden, in der die eigentlich unerhörte Vorstellung formuliert wird, dass Gott für den Vollzug katastrophaler Geschehnisse verantwortlich ist, in der aber gleichzeitig Israel im Nachhinein die Hoheit über seine Geschichte zurückgewinnen kann (Hanna Liss: *Die unerhörte Prophetie. Kommunikative Strukturen prophetischer Rede im Buch Yesha'yahu*, 2003). Um unser Beispiel aus Hos 14 wiederaufzunehmen: Israel strauchelt in

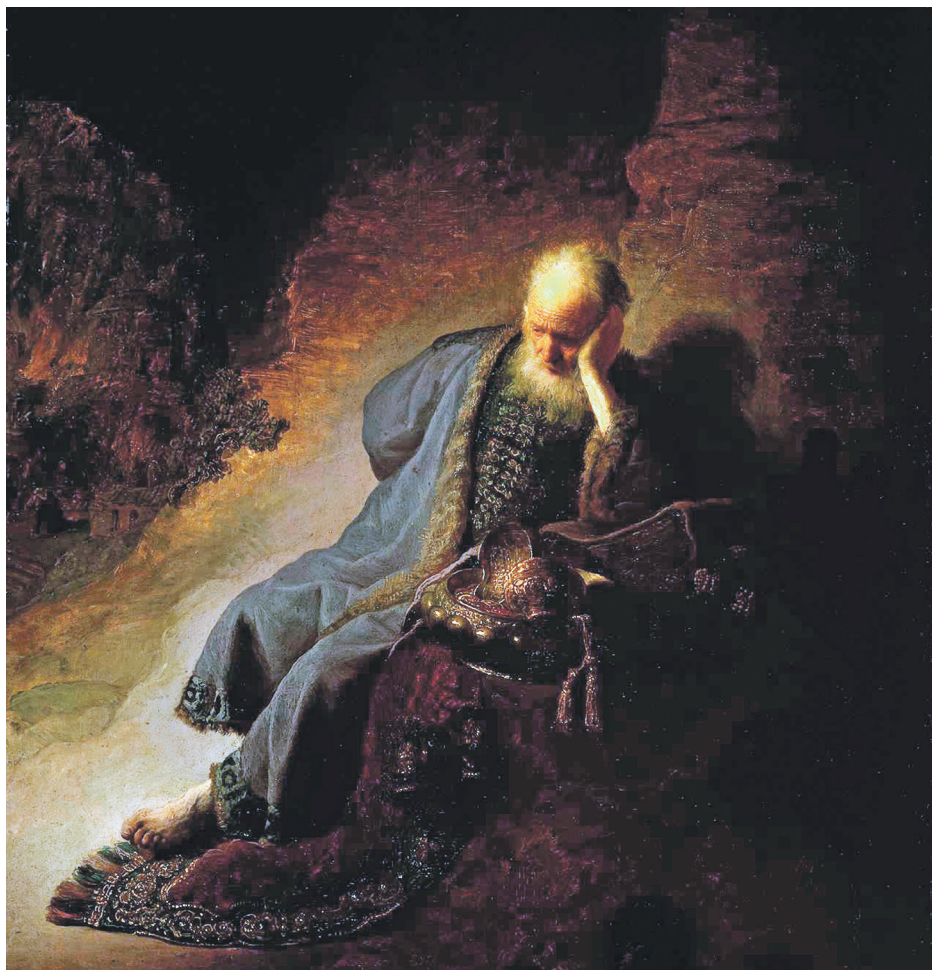


Foto: ullstein bild - Pictures from History

»Jeremija trauert über die Zerstörung von Jerusalem«: Ölgemälde von Rembrandt van Rijn, 1630

schon Zusammenbruch hätte verhindern können. Israel hat diese »Schuld« auch anerkannt, was sich daran zeigt, dass gerade diese Prophetenworte gesammelt und weitertradiert wurden. Erst dadurch konnte das durch die assyrischen und babylonischen Eroberungsfeldzüge erlittene Trauma bewältigt werden. Es ist dieser prophetischen Sprache zu verdanken, dass wir im heutigen Musaf (Shalosh Regalim) noch immer den Satz lesen: Wegen unserer Sünden wurden wir aus unserem Land vertrieben (u-mipne chata'enu galinu). Zu Recht erklärt auch der Artscroll Siddur an dieser Stelle, dass Israels Geschichte nicht einfach eine Kette zufälliger Ereignisse ist.

In jüngster Zeit hat vor allem Harald Weilnböck eine Reihe psycholinguistischer Arbeiten vorgelegt (Weilnböck: »Zur Dissoziativen Intellektualität«, in Günter Seidler/Wolfgang U. Eckart: *Verletzte Seelen*, 2005), in denen er nachweisen wollte, dass sich der Umfang und die Wirkung von traumatischer Belastung auch in der jeweiligen Sprache abbilden lassen. Hier verweist er auf assoziative (metaphorische) und dissoziative (metonymische) Sprachhandlungen. Auf unsere Beispiele angewandt, heißt das, dass die metonymischen Ausdrücke bleibende Zeugen für traumatische und diffus gestreute Katastrophenerlebnisse sind, während die metaphorischen bereits eine verarbeitete, theologisch aufgearbeitete Erinnerung zum Ausdruck bringen. Die meta-

seinem Schuldraum. Und hier wird nun auch der Unterschied zwischen Scham und Schuld überdeutlich: In der theologischen Rückschau wird die Scham zur Schuld, die jetzt in einem diachronen Gedächtnisraum zur Narrative wird und darin die Scham erst überwindet.

**SCHULD** Dieser Wandel von Scham in Schuld ist wichtig, da er einen grundsätzlichen Unterschied bedeutet: Scham entsteht im Moment ihrer Sichtbarwerdung und ist von daher stets an eine konkrete Verfehlung rückgebunden. Schuld bedarf dieser Sichtbarmachung nicht, um dennoch den Menschen (vor sich selbst) schuldig sein zu lassen. Israel hat darin wie kaum eine andere Nation eine »Schuldkultur« entwickelt. Nur so konnten sich die Überlebenden im babylonischen Exil einen geistigen Geschichtsraum öffnen, der alles nachfolgende religiöse Denken sinnvoll erscheinen ließ. Dass die biblischen Schriftsteller, anders als die griechischen und römischen Gelehrten, niemals eine Literaturtheorie entwickelt haben, liegt vielleicht daran, dass ihr Schreiben beinahe von Anfang an existenziell war – die biblischen Literaturen waren von Anfang an Überlebensliteratur, und das sind sie in der Tat für das Judentum bis heute geblieben.

Die Autorin ist Inhaberin des Lehrstuhls für Bibel und Jüdische Bibelauslegung.



# Iudaei latini?

**ANTIKE** Zur vorrabbinischen jüdischen Lebenswelt im westlichen Mittelmeerraum

VON JOHANNES HEIL

Was lange währt, wird endlich gut – dieser Satz gilt manchmal auch in der Wissenschaft. Die Idee jüdischer Texte des Frühmittelalters in lateinischer Schrift erscheint zunächst abwegig. Das entsprach auch dem eigenen Eindruck, als ich am Rande meiner Frankfurter Dissertation von 1994 zum Bild der Juden in den Pauluskommentaren des 9. Jahrhunderts auf eine merkwürdige, wie ein Midrasch formulierte Passage stieß, die nicht ins Bild passen wollte. Da schrieb der Mönch Haimo von Auxerre um das Jahr 840 zu Exod. 16,3: »Man muss fragen, warum die Israeliten nach Fleisch verlangten, wo sie doch reichlich Tiere und Herden mit sich durch die Wüste führten. [...] das kann man so erklären, dass sie nicht nach dem Fleisch ihrer Herden verlangten, sondern nach dem von Vögeln, welche sie aus Ägypten gewohnt waren. Denn der Nil ist ein Fluss, an dessen Ufern viele Vögel leben, darunter solche, die es anderswo nicht gibt.« In christlichen Vorlagen war dazu nichts annähernd Vergleichbares zu finden, zugegebenermaßen auch nicht in den Midraschim. Dafür aber ein ähnlich argumentierender Abschnitt bei Raschi von Troyes (zu Exod. 16,8), der zwar viel später, freilich aber auch nur drei Tagereisen von Auxerre entfernt wirkte: »Warum gab Gott [den Israeliten] das Brot morgens, und das Fleisch abends? Weil sie nach Brot zu Recht verlangten, denn kein Mensch kann ohne Brot auskommen. Aber nach Fleisch verlangten sie zu Unrecht, da sie doch selbst viel Vieh besaßen und sie auch ohne Fleisch hätten auskommen können.«

**ERBE** Gut war es, diese Fragen über die Jahre liegen gelassen zu haben, weil das Bild sich mit der Zeit im Kontakt mit amerikanischen und israelischen Kollegen schärfte. Überhaupt ist die Frage nur zu berechtigt, was eigentlich die textlich-geistige Grundlage des westmediterranen Judentums vor der Rezeption der rabbinischen Reform in der westlichen Peripherie der Diaspora im 8./9. Jahrhundert war – anders formuliert: was nach dem großen Diasporaufstand der Jahre 115–117 vom Erbe Philos von Alexandrien und der griechisch-lateinischen Diaspora geblieben war. Dass dieses Judentum, dem Konversionsdruck der Kirche zum Trotz, nicht unscheinbar gewesen sein kann und die Frage nach seiner Gestalt und Hinterlassenschaft selbstredend lohnt, zeigen materielle Zeugnisse wie die Synagogen von Ostia bei Rom oder in Hammam-Lif nahe Tunis.

Die Synagoge der Hafenstadt Roms gibt sich nur über eine Menora am Architrav des Toraschreins zu erkennen; sie lässt eine Bau- und Nutzungsgeschichte vom 1. bis 5. Jahrhundert erkennen und dürfte damit das älteste erhaltene Bauwerk außerhalb des Landes Israel sein. Ihr etwas späterer tunesischer Schwesterbau äußert sich über lateinische Inschriften, deren eine mit den Worten »Sancta Synagoga« ansetzt. Sonst sind es vor allem Katakomben- und Grabsteininschriften vor allem in Rom, dann in Süditalien, Spanien



Jüdische Spuren in lateinischer Sprache

und – weit weniger – in Südfrankreich, welche die Permanenz des mediterranen Judentums am Übergang von der Antike zum Mittelalter belegen. Die Mehrzahl der Inschriften ist griechisch, das Lateinische nimmt zu, je weiter man nach Westen kommt, das Hebräische beschränkte sich lange Zeit auf kurze Segensformeln wie »Shalom al Israel« oder »Amen« und setzt sich erst auf den Grabsteinen des 9. Jahrhunderts durch, wie man sie entlang der Via Appia von Neapel nach Brindisi vor allem aus Venosa (Basilicata) kennt.

**BRUCH** Diese Befunde sind nicht neu. Cesare Colefemmina, David Noy und andere haben sie inventarisiert und erforscht. Auch die Existenz jüdischer Texte in lateinischer Schriftform ist seit Längerem bekannt. Hrabanus Maurus in Fulda hatte im 9. Jahrhundert als Quelle zu seinem Königsbücherkommentar einen namenlosen »Juden neuerer Zeit« (Hebraeus quidam moderni temporis) benannt und meinte damit wohl einen fälschlich Hieronymus zugeschriebenen Text, den Avrom Saltmann von der Bar-Ilan-Universität in den 70er-Jahren ediert und kommentiert hat. Die Titulatur der Handschrift des 9. Jahrhunderts aus Reims (Champagne) bestätigt, ja warnt die christlichen Leser, dass der Autor ein Jude gewesen sei und vielleicht nicht alle Deutungen als »katholisch« gelten könnten. Saltmann nahm an, dass der Autor auch jener Jude gewesen sei, der Bischof Theodulf von Orléans um das Jahr 800 als des Hebräischen kundiger Korrektor bei der Revision des lateinischen Bibeltexts zur Seite gestanden und in den Handschriften zahlreiche Einträge hinterlassen hat.

Doron Mendels und Arye Edrei ist beizupflichten, wenn sie in *Zweierlei Diaspora* (Göttingen 2010) den Kommunikationsbruch zwischen Ost und West im Gefolge der Zerstörung des Jerusalemer Tempels betonten. Aber ihr Schluss, wonach im Westen ohne sprachlichen und geistigen Anschluss an das entstehende rabbinische Judentum ein weitgehendes Kulturvakuum eingetreten sei, ist alles andere als zwingend. Zugegebenermaßen wirken die Inschriftenzeugnisse des westlichen Mittelmeerraums allesamt recht ungenau und wenig kunstfertig. Aber schon jetzt reichen die bekannten Textzeugnisse, um nach der geistigen Welt hinter diesen Inschriften zu fragen.

**SPUREN** Was künftiger Forschung angelegen sein muss, ist die Vervollständigung des Prospekts jüdischer Kulturen am Übergang von der Spätantike zum Mittelalter. Die verschiedenen materiellen und textlichen Spuren müssen zu einem dichteren Bild zusammengeführt werden. Dabei ist zu fragen, welche Bibeltexte über die griechische Bibel (die Septuaginta) hinaus jene Juden nutzten und ob nicht weitere lateinisch und auch griechisch überlieferte Texte als Werke jüdischer Autoren der Zeit bis zum Jahr 800 identifiziert werden können. Jüngst habe ich das anonyme *Buch der biblischen Altertümer*, den sogenannten Ps.-Philo, der gemeinhin ins 1.–2. Jahrhundert d.Z. datiert wird, als ein solches Werk beschrieben (in *Temas Medievales* 25, 2017, online). Bisher nahm man an, die überlieferte lateinische Version basiere auf einer griechischen, die ihrerseits aus einem ursprünglich hebräischen Text übersetzt sei. Für diese Hypothese, die vor allem von Neutestamentlern gepflegt wird, fehlen aber alle Spuren, und die ältesten Kenntnisse des Texts finden sich einmal mehr bei Hrabanus Maurus und Haimo von Auxerre um 840, während die ältesten Handschriften (aus Fulda und in Admont) gar erst dem 11. Jahrhundert angehören. Infolge des bis etwa 800 mit der »Rabbinisierung« des westmediterranen Judentums erfolgten Sprach- und Traditionsbruchs auf jüdischer Seite wird man weitere derartige Texte vornehmlich in christlichen Überlieferungskontexten finden können, also nur unter den Überresten, die sich in christliche Zusammenhänge hatten einlesen lassen. Es erscheint nur billig, die jüdische vorrabbinische Kultur, gegen die im 7. Jahrhundert besonders die spanisch-westgotischen Könige und ihre Kirche so eifernd, ja zerstörerisch vorgingen, aus sich heraus zu rekonstruieren, um ihren Trägern ihre Stimme gegen die christliche Polemik der Zeit wiederzugeben. Methodisch bedeutet das, von der Gleichung abzuweichen, wonach ein jüdischer Text hebräisch geschrieben und ein lateinischer Text ein christlicher sein müsse. Wer so ansetzt, entledigt sich des tendenziösen, im Grunde schon kirchenväterlichen, aber bis heute wirkenden Axioms, dass den Juden nach Philo (gest. nach 40 d.Z.) alle Kreativität abgegangen sei.

Der Autor ist Inhaber des Ignatz-Bubis-Lehrstuhls für Geschichte, Religion und Kultur des europäischen Judentums.



# Ulpan, Lernen, Schabbat

**WISSENSCHAFT** Studierende und der Hochschulrabbiner der HfJS erzählen, worauf sie sich im Sommersemester 2018 freuen

## Annabelle Fuchs, M.A. Jüdische Studien im Hauptfach an der HfJS

Ich freue mich riesig, dass ich dieses Sommersemester in Jerusalem verbringen werde. 2016 war ich das letzte Mal in der Stadt, um einen Sprachkurs an der Hebräischen Universität zu belegen. Ich wusste sofort, dass ich zurückkommen und dort für mindestens ein Semester studieren möchte. Nun ist es endlich so weit: Denn vor mir liegt ein siebenmonatiger Aufenthalt, welcher das Frühjahrssemester und einen Ulpan, den berüchtigsten Intensivsprachkurs, umfasst.

Im Moment ist mein Hebräisch gut genug, um eine kleine Unterhaltung zu führen. Für die Arbeit mit wissenschaftlichen Texten reicht es noch nicht aus. Das soll sich nun ändern. Die Sprache war immer mein Zugang zur verborgenen Welt der Judaistik und zugleich meine größte Hürde. Eine andere Sprache richtig sprechen und verstehen zu können, erfordert allerdings viel Zeit und Energie. Ohne Letztere wäre es mir nicht möglich gewesen, ein ganzes Semester freizuräumen, zwischen den Studienplänen der HfJS in Heidelberg und der Rothberg International School in Jerusalem zu vermitteln sowie eine Förderung durch die Hanns-Seidel-Stiftung zu bekommen. Die Mühe hat sich auf alle Fälle gelohnt: Ab jetzt freue ich mich auf diese Zeit und all die Erfahrungen, die diese mit sich bringen wird. Darüber hinaus träume ich davon, für meine Masterarbeit und potenzielle Dissertation hebräische Bücher bald lesen und verstehen zu können. Neben den Sprachniveaus Dalet und Heh werde ich Kurse zu klassisch-jüdischen Texten vom Mittelalter bis zur Moderne oder Veranstaltungen zu Halacha und Aggata im Talmud besuchen. Natürlich geht es darum, für meinen eigenen Schwerpunkt von den bedeutenden Namen des Fachs zu lernen. Aber ich will selbstverständlich auch den Blick darüber hinaus wagen und beispielsweise etwas zur israelischen Verteidigungspolitik oder zu kulturellen Begegnungen mit den Samaritanern hören.



Annabelle Fuchs

Und das alles in einer Stadt, die einen manchmal wahnsinnig zu machen scheint, einen gleichzeitig aber auch reich beschenkt. Die Stadt, von der ich – wie auch schon David in seinem Stufengesang – nur hoffen kann: »Friede denen, die dich lieben. Friede sei in deinen Mauern.«

## Samuel Vingron, 1. Hauptfach B.A. Jüdische Religionslehre (Lehramtsoption) an der HfJS, 2. Hauptfach B.A. Neuere und neueste Geschichte an der Universität Heidelberg

Es erfüllt mich stets mit Freude, an meine erste Lernnacht zu Schawuot zurückzudenken. Ich war damals fast ein wenig nervös. Denn es war das erste Mal, dass ich eine komplette Nacht

durchmachen würde. Und ausgerechnet so sollte ich diese Premiere begehen: mit vielen Israelis in einer hypermodernen Synagoge in Tel Aviv. Wir wollten eine ganze Nacht lang Schawuot feiern, unter dem Motto »Gan Eden« Vorstellungen über das Paradies diskutieren und selbst in Versuchung kommen, davon zu kosten. Es waren Leute aller Altersgruppen versammelt. Der Abend war erfüllt von angeregten Diskussionen, spannenden Programmpunkten, gutem Essen und vielen Freunden, die sich wiedertrafen. Die Synagoge liegt am großen Park HaYarkon in der Mitte der Stadt. Zum Morgengebet gingen wir hinaus in den Park. Während wir gemeinsam die Gebete sangen, wachten über uns die Vögel auf, und die Sonne tauchte den Park in ein unvergessliches Licht.

Ein Jahr später verbrachte ich Schawuot in Heidelberg. Dort schaffte ich es immerhin, bis zwei Uhr morgens einen kühlen Kopf zu bewahren – zwischen Rabbinern, Dozierenden der Hochschule, Gelehrten und sonstigen interessierten Teilnehmern in eifrigen Debatten über verschiedene rabbinische und biblische Themen. Doch dann fuhr ich lieber nach Hause, bevor mir der Kopf vor lauter Müdigkeit auf den Tisch gefallen wäre. In dieser Nacht hatte ich nicht nur mein Wissen über



Samuel Vingron

wichtige Themen des Judentums vertieft, wie beispielsweise die Beziehung zwischen Kaschrut und Tierschutz, sondern ich hatte ebenfalls einige Freundschaften geschlossen und andere intensiviert. Neben gutem Essen und guter Laune gab es natürlich auch wieder die eine oder andere hitzige Diskussion.

Daher freue ich mich sehr darauf, dass unser Hochschulrabbiner Shaul Friberg auch in diesem Jahr, am 19. Mai, einen Tikkun Leil Schawuot in der Hochschule organisiert. Denn eine Nacht des Bibel-Lernens kann richtig Spaß machen!

## Hochschulrabbiner Shaul Friberg:

Ich freue mich auf jedes neue Semester. Es ist immer spannend zu erfahren, wer die neuen Studierenden sind: woher sie kommen, was ihre Ziele sind und welche Voraussetzungen und Vorstellungen sie mitbringen. Ich bin immer offen für neue Ideen und neue Kontakte. Besonders am Herzen liegen mir die Zusammenarbeit mit ELES und der Austausch mit anderen Gemeinden und Einrichtungen. So freue ich mich beispielsweise auch darauf, mich weiterhin in der Ehemaligen Synagoge Heinsheim zu engagieren, die mittlerweile zu einem lebendigen Gedenk-, Informations- und Begegnungsort geworden ist.

Es gibt in diesem Sommersemester allerdings eine Sache, die mich besonders erfreut und auf die ich an dieser Stelle sehr gerne hinweisen möch-



Rabbiner Shaul Friberg

te: Dank der großzügigen Unterstützung unseres Trägers, des Zentralrats der Juden in Deutschland, können wir ab sofort in der Vorlesungszeit an der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg mindestens zweimal im Monat (bisher nur maximal dreimal im Semester) eine Studierenden-Schabbatfeier anbieten.

Ich werde im Wechsel mit Frau Rabbinerin Professor Birgit Klein alle zwei Wochen freitags oder samstags einen Gottesdienst organisieren. Dazu sind alle Interessierten – orthodox wie auch liberal – herzlich willkommen.

Um unserer Mensaleitung die Planung der jeweiligen Mahlzeiten zu vereinfachen, bitten wir darum, sich jeweils unter [shaul.friberg@hfjs.eu](mailto:shaul.friberg@hfjs.eu) oder auch unter [birgit.klein@hfjs.eu](mailto:birgit.klein@hfjs.eu) anzumelden.

## TERMINE

SAMSTAG, 19./20. MAI / 21–3 Uhr  
Tikkun Leil Schawuot, Rabbiner Friberg

FREITAG, 25. MAI / 19 Uhr  
Kabbalat Schabbat, Rabbinerin Klein

SAMSTAG, 2. JUNI / 10 Uhr  
Schacharit, Rabbiner Friberg

MITTWOCH, 6. JUNI / 16.15 Uhr  
Shmoozing with ... Esther Saoub (SWR – Europa – Foreign Desk).  
Ein Angebot des Studiendekanats zur Berufsfindung

FREITAG, 8. JUNI / 19 Uhr  
Kabbalat Schabbat, Rabbinerin Klein

FREITAG, 15. JUNI / 19.30 Uhr  
Kabbalat Schabbat, Rabbiner Friberg

SAMSTAG, 23. JUNI / 19 Uhr  
Seuda Schlischit mit Hawdala, Rabbiner Friberg

FREITAG, 29. JUNI / 19 Uhr  
Kabbalat Schabbat, Rabbinerin Klein

FREITAG, 6. JULI / 19 Uhr  
Kabbalat Schabbat, Rabbinerin Klein

FREITAG, 13.–14. JULI  
Schabbaton in Strasbourg (geplant), Rabbinerin Klein

FREITAG, 20. JULI / 19.30 Uhr  
Kabbalat Schabbat, Rabbiner Friberg

27. JULI  
Vorlesungsende



# Drei Alumni, drei Fragen

**KARRIERE** Absolventen der HfJS berichten, was aus ihnen geworden ist

Nach einem Bachelor of Science in Philosophy & Economics an der London School of Economics absolvierte **Nathan Kaplan** einen M.A. an der HfJS in Jüdischen Studien und Philosophie als Begleitfach an der Uni Heidelberg. Im Anschluss folgte die Promotion an der HfJS in den Fächern Talmud und Wirtschaftsethik zum Thema »Management Ethics and Talmudic Dialectics: Navigating Corporate Dilemmas with the Indivisible Hand«. Heute ist er dabei, sich mit einem neuen unternehmerischen Projekt selbstständig zu machen, nachdem er zehn Jahre in einer Unternehmensberatung und circa zwei Jahre in der Geschäftsleitung eines E-Commerce-Start-ups gearbeitet hat.

**Wie würden Sie Ihr Studium an der HfJS beschreiben? Wie steht es im Zusammenhang mit Ihrer jetzigen Tätigkeit?**

*Fundiertes wissenschaftliches Arbeiten, was beispielsweise bedeutete, präzise historische Zusammenhänge oder textliche Nuancen zu erforschen oder diszipliniert Veröffentlichungen und Texte zu*



**Nathan Kaplan**

*verfassen, sind einige Kompetenzen, die auch in der Wirtschaft sehr relevant sind. Diese durfte ich an der HfJS erlernen und schärfen.*

**Woran erinnern Sie sich besonders gerne?**

*Das Studium an der HfJS war intellektuell sehr bereichernd und gab mir die Chance, das Judentum äußerst facettenreich und unabhängig zu erforschen. Ich kann es jedem ans Herz legen, die Chance zu nutzen, von so zugewandten und international führenden Dozenten lernen zu können. Hervorheben möchte ich auch die aktive und positive Community der Studierenden – auch im Netzwerk der örtlichen Jüdischen Gemeinde und der Uni Heidelberg.*

**Was können Sie zukünftigen Studierenden und Absolventen mit auf den Weg geben?**

*»Build your own HfJS!« Holt das Beste aus eurer Zeit an dieser besonderen Institution und in dieser wunderschönen Studentenstadt heraus! Knüpft Beziehungen zu Dozierenden und Studierenden, entwickelt neue Projekte zum Beispiel für Veröffentlichungen und Veranstaltungen, und engagiert euch, um jüdisches Gemeindeleben und die Gesellschaft in Deutschland und Europa voranzubringen!*

**Yana Lemberska** studierte auf Magister Jüdische Studien an der HfJS und Europäische Kunstgeschichte an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg. Heute arbeitet sie als Referentin für Begabtenförderung beim Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerk (ELES).

**Wie würden Sie Ihr Studium an der HfJS beschreiben? Wie steht es im Zusammenhang mit Ihrer jetzigen Tätigkeit?**

*Die Zeit an der HfJS war für mich sehr intensiv und prägte mich akademisch wie auch persönlich. Das Studium erweiterte meinen Horizont und beeinflusste mein Verständnis von modernen Judentümern. Ein wichtiger Bestandteil des Studiums war für mich beispielsweise der inner-jüdische sowie der interreligiöse Dialog. Diese Erfahrungen setzen sich auch in meinem beruflichen Weg fort. So organisiere und gestalte ich bei ELES, neben der Betreuung der StipendiatInnen, auch Programme der ideellen Förderung. ELES bietet seinen StipendiatInnen jedes Jahr ein vielfältiges Bildungsprogramm in Form von Seminaren, Kollegs, Auslandsakademien, Gastvorträgen und Exkursionen an. Die Kooperationsseminare und Auslandsakademien mit anderen Studienwerken liegen mir dabei besonders am Herzen. Das Aufbauen und Begleiten des wissenschaftlichen und persönlichen Austauschs zwischen StipendiatIn-*



**Yana Lemberska**

*nen unterschiedlicher Werke bildet also einen der Schwerpunkte meiner Arbeit.*

**Woran erinnern Sie sich besonders gerne?**

*Für mich war die familiäre Atmosphäre an der Hochschule sehr besonders. Sowohl mit den KommilitonInnen als auch mit den DozentInnen ergab sich ein reger Austausch. So traf man sich beispielsweise in den Mittagspausen in der koscheren Mensa der Hochschule und diskutierte über Vorlesungen und Seminare oder setzte sich mit aktuellen politisch-gesellschaftlichen Themenkomplexen auseinander. Ich habe meine Zeit in Heidelberg sehr genossen. Ich konnte dort ein breites akademisches und soziales Netzwerk aufbauen, von dem ich heute noch profitiere.*

**Was können Sie zukünftigen Studierenden und Absolventen mit auf den Weg geben?**

*Genießt die Zeit des Studiums, nutzt die Entfaltungsmöglichkeiten, die der Universitätskosmos bietet, engagiert euch gesellschaftlich und politisch, seid aktiv und gestaltet euer Umfeld mit!*

**Markus Sternecker** studierte an der HfJS Jüdische Religionslehre und an der Uni-Heidelberg Geschichte für Lehramt am Gymnasium. 2007 schloss er sein Studium mit dem ersten Staatsexamen ab, das zweite absolvierte er nach seinem Referendariat am Karl-Friedrich-Gymnasium Mannheim im Sommer 2009. Heute ist er am Richard-Wagner-Gymnasium (RWG) in Baden-Baden als Studienrat tätig.

**Wie würden Sie Ihr Studium an der HfJS beschreiben? Wie steht es im Zusammenhang mit Ihrer jetzigen Tätigkeit?**

*Das Studium an der Hochschule für Jüdische Studien ist mit seinen unterschiedlichen Fachbereichen sehr vielschichtig und interessant. Toll war es, neben dem wissenschaftlichen Zugang zur Judaistik auch Lehrveranstaltungen zu haben, die sich mit traditioneller Tora-Didaktik, Chasanut und praktischer Religionslehre beschäftigten, was eine enorme Hilfe für den Berufseinstieg war. Wo sonst kann man hebräische Bibel, rabbinische Literatur, Religionsphilosophie, jüdische Geschichte, Literatur und Kunst in einem einzigen Studiengang lernen?*

**Woran erinnern Sie sich besonders gerne?**

*Die Studienzeit war sehr intensiv und lehrreich. Besonders gegen Ende des Semesters verbrachte ich viel Zeit in der Bibliothek, um meine Seminararbeiten zu verfassen. Trotzdem gab es zwischen- durch immer wieder die Gelegenheit, das interna-*



**Markus Sternecker**

*tionale Flair Heidelbergs zu genießen, sich an der Neckarwiese zu sonnen oder auf Ausflügen in die Natur des Odenwaldes neue Energie für das Studium zu tanken. Gerne erinnere ich mich auch an mein Engagement in der Studierendenvertretung. Wir haben einige Einführungsveranstaltungen für die Erstsemester, akademische Vorträge oder auch die legendäre »Gin & Jews-Party« organisiert. Der Hebraicumskurs im ersten Studienjahr war herausfordernd, hat sich aber dennoch gelohnt, da ich seitdem beispielsweise auch den Gottesdienst in der Synagoge viel besser verstehe.*

**Was können Sie zukünftigen Studierenden und Absolventen mit auf den Weg geben?**

*Wichtig ist es, sich frühzeitig auf die Themenbereiche im Studium zu spezialisieren, die einen besonders interessieren. Im pädagogischen Bereich ist das Sammeln von Unterrichtsmaterialien und -ideen bereits im Studium wichtig und erleichtert den Berufseinstieg enorm. Bei der Suche nach der richtigen Stelle wäre es allerdings wünschenswert, dass der Zentralrat der Juden und die Gemeinden stärker mit staatlichen Stellen zusammenarbeiten, damit Lehrer mit Staatsexamen auch an staatlichen Schulen und nicht nur in Gemeinden unterrichten können. Hier sehe ich erheblichen Verbesserungsbedarf. Davon sollte man sich aber als Studienanfänger nicht verunsichern lassen, denn es gibt immer gute Berufsmöglichkeiten, wenn man aufgeschlossen ist und Augen und Ohren offen hält.*

Die Fragen stellte Susanne Mohn.



# Vom Elsass bis nach Basel

**PROJEKT** *Die Neue Gallia-Germania Judaica – Perspektiven für eine digitale Neubearbeitung der mittelalterlichen jüdischen Geschichte vor 1300*

VON AMÉLIE SAGASSER

**D**ie *Neue Gallia-Germania Judaica* (NGGJ) ist ein deutsch-französisches Projekt, das sich zum Ziel gesetzt hat, ein Online-Lexikon mit Ortsartikeln zur jüdischen Geschichte von Aschkenas zwischen 900 und 1300 zu erstellen. Es greift die beiden Stränge der *Gallia Judaica* und der *Germania Judaica* auf – zwei über 100 Jahre alte und weltweit einzigartige Pionierwerke deutscher und französischer jüdischer Historiker, die Ortsartikel zur jüdischen Geschichte aller Städte, Orte und Landschaften des deutsch- und des französischsprachigen Raums verfasst haben. Diese für die jüdische und allgemeine Geschichte gleichermaßen unentbehrlichen Standardwerke haben sich gegen die vielen Widrigkeiten des 20. Jahrhunderts behauptet. Selbst in den Jahren der NS-Herrschaft wurde die *Germania Judaica* fortgeführt. Bis heute werden ihre Beiträge zitiert. Angesichts zahlreicher jüngerer Forschungen ist es jedoch dringend erforderlich, diese zu aktualisieren.

Das hat sich nun das deutsch-französische Team zur Aufgabe gemacht: Mit Fokus auf den Kernlandschaften von Aschkenas vom Ober- und Mittelrhein (die heutigen Bundesländer Baden-Württemberg, Hessen und Rheinland-Pfalz) bis zur Champagne wird die NGGJ grenzüberschreitend die Orts- und Landschaftsartikel auf den neuesten Forschungsstand bringen. Dabei ist keine Neubearbeitung als Buchreihe geplant, vielmehr möchte man, den Absichten der Initiatoren entsprechend, die heutigen technischen und medialen Möglichkeiten einsetzen und eine digital gestützte, interaktiv angelegte und auf kontinuierliche Fortschreibung ausgerichtete Web-Plattform mit kostenfreiem Zugang für die Nutzer errichten.

**DATENBANK** Seit Januar 2018 ist diese Datenbank nun für die Öffentlichkeit zugänglich und kann mit Artikeln gefüllt werden. Einige Wissenschaftler/innen haben sich inzwischen bereit erklärt, Artikel für bedeutende Orte zu verfassen. Insgesamt sind alle interessierten und fachlich versierten Personen eingeladen, Artikel zu schreiben. Eine Fachredaktion wird im Hintergrund die wissenschaftlichen Qualitätsanforderungen sichern.

Ein weiteres Anliegen der NGGJ ist die Nachwuchsförderung: Im September lädt das Team der NGGJ zusammen mit dem Team der *Nouvelle Gallia Judaica*, finanziert von der Klaus Tschira Stiftung und der Deutsch-Französischen Hochschule, zu einer deutsch-französischen Sommeruniversität zum Thema »Digital Humanities und jüdische Geographie Europas – Perspektiven für eine Neubearbeitung der mittelalterlichen jüdischen Geschichte vor 1300« ein. In der alten Wassermühle von Andé (Normandie/Frankreich) werden insgesamt 18 fortgeschrittene Studierende und Doktoranden aus den Bereichen der Geschichtswissenschaft, der Jüdischen Studien,



Deutsche und französische Studenten erforschen gemeinsam die Geschichte von Aschkenas.

der Religionswissenschaft, der Theologie und der Rechtsgeschichte sowie zehn Wissenschaftler/innen aus Deutschland, Frankreich und Israel zusammenkommen, um sich gemeinsam aus verschiedenen fachlichen Perspektiven der jüdischen Sozialgeschichte des Früh- und Hochmittelalters zu widmen.

**GEOGRAFIE** Anhand der Orte Blois, Lyon, Rouen, Reims, Orléans sowie Konstanz und Basel sollen die durch den medialen Fortschritt entstandenen neuen Ansätze und Möglichkeiten, eine neue historische Geografie des jüdischen Westeuropa vor 1300 zu schreiben, erprobt werden. Diese Orte sind für das jüdische Mittelalter besonders repräsentativ. Auch standen sie in den vergangenen Jahrzehnten häufig im Zentrum verschiedener Untersuchungen, was sich auch in der Anzahl von Publikationen widerspiegelt. Die darin vertretenen Forschungsmeinungen zur jüdischen Geschichte gehen teils stark auseinander, sodass diese sieben Ortschaften beispielhaft für andere jüdische Orte sind.

Sie bieten den Teilnehmenden damit internationale und interdisziplinäre Exerzierfelder für einen tiefgründigen Austausch und die Möglichkeit, verschiedene Forschungstraditionen, Forschungsansätze oder Forschungsmeinungen zu erarbeiten beziehungsweise gegenüberzustellen. Darüber möchte man im Rahmen der Sommerschule den Teilnehmenden verschiedene innovative Werkzeuge für Digital-Humanities-Projekte, speziell im Bereich der (jüdischen) Geschichte oder anderer Geisteswissenschaften, an die Hand geben. Das Erlernete kann sogleich angewendet werden, wenn die Ergebnisse auf der Plattform der *Neuen Gallia-Germania Judaica* veröffentlicht werden.

Solche Veranstaltungen sind wichtig, da spätestens 2020 das deutsch-französische Pilotprojekt im Verbund mit Partnern in Deutschland, Frank-

reich und Israel auf eine europäische Ebene, als »Judaica in Europa«, gehoben werden soll. Denn nur durch den Gewinn von Nachwuchsklassen und durch die Förderung von Forscher/innen im Bereich der mittelalterlichen jüdischen Geschichte in Westeuropa kann ein solches Projekt mittel- und langfristig getragen werden. In Deutschland ist durch die Schoa die einstige Trägergruppe der alten *Germania Judaica* auf tragische Weise auseinandergerissen worden, wodurch der Nachwuchs ausblieb. In Frankreich sind durch mangelnde finanzielle Ausstattung der Hochschulen die effizienten akademischen Strukturen im Fach und damit auch die nötige Nachwuchsgenerierung seit den 80er-Jahren weggebrochen. Gerade für die Erschließung des ostfranzösischen Raums müssen geeignete Maßnahmen zur Nachwuchsförderung realisiert werden.

Für mehr Informationen: [nggj.eu](http://nggj.eu)

## INFORMATION

Die *Neue Gallia-Germania Judaica* (NGGJ), ein deutsch-französisches Pilotprojekt, ist im vergangenen Frühjahr unter der Leitung von Prof. Dr. Johannes Heil in Kooperation mit der Nouvelle Gallia Judaica (École pratique des hautes études/Paris) unter der Leitung von Frau Dr. habil. Claire Soussen an den Start gegangen. Das Projekt wird auf drei Jahre vom Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg, der Klaus Tschira Stiftung und dem Zentralrat der Juden in Deutschland K.d.ö.R. gefördert. Die NGGJ ist nur eines von insgesamt 13 drittmittelfinanzierten Forschungsprojekten, die aktuell an der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg angesiedelt sind. Mehr Informationen zu den verschiedenen Projekten finden Sie unter [www.hfjs.eu/forschung](http://www.hfjs.eu/forschung).



## ZUM SCHLUSS: LECKERER TIPP AUS DER KOSCHEREN HFJS-MENSA

### Großmutter's Quarktaschen



Foto: Uli Zierl

**S**chawuot und Käsekuchen – ja, natürlich gehört das zusammen, und in jeder Familie gibt es das Käsekuchenrezept schlechthin. Für den Käsekuchen, der nach Kindheit schmeckt und nach Zuhause duftet ...

Bei uns gibt's auch so etwas: Es sind die Quarktaschen meiner böhmischen Großmutter. Ich habe das Rezept und will es gerne verraten. Allerdings ... ganz genauso wie damals werden sie leider nie wieder schmecken.

Zutaten für den 1A-Hefeteig (Oma Hilde nannte ihn »guten Hefeteig«, denn Butter und Eier gab's auf dem Land genug):

- |          |               |                                                                                       |
|----------|---------------|---------------------------------------------------------------------------------------|
| 500 g    | Mehl          |    |
| 1 Würfel | Hefe          |    |
| 200 ml   | warme Milch   |    |
| 3        | Eigelb        |    |
| 120 g    | weiche Butter |    |
| 100 g    | Zucker        |   |
| 1 Prise  | Salz          |   |
| 1        | Ei            |  |
| 80 g     | Zucker        |  |

Lange kneten, bis ein elastischer Teig entsteht. 45 Minuten gehen lassen. Inzwischen die Füllung vorbereiten:

- |                |                                                                                     |                         |
|----------------|-------------------------------------------------------------------------------------|-------------------------|
| 1 Päckchen     |  | Vanillezucker           |
| 80 g           |  | Butter schaumig rühren. |
| Mit 500 g      |  | Quark (mager)           |
| und dem Abrieb |  | einer (kleinen)         |
- Zitrone gut glatt rühren.

Aus Mehl, Zucker, Butter und Zimt eine kleine Menge Streusel vorbereiten.

Den Teig aus der Schüssel nehmen, noch einmal durchkneten und dünn ausrollen (ich mache das immer zuerst mit einer Hälfte). In gleichmäßige Quadrate teilen, Quarkmasse mit einem Löffel in die Mitte häufeln und die Ecken wie einen Briefumschlag falten. Eventuell mit Ei zusammenkleben (sie müssen nicht ganz dicht verschlossen sein). Vorsicht: nicht plattdrücken!

Nun die Täschchen auf ein mit Backpapier belegtes Backblech setzen, mit verquirltem Ei bestreichen und zum Schluss ein paar Streusel darauf verteilen.

Im Backofen bei 160 Grad nicht zu dunkel backen. Allein der Duft ... Ach, danke, Oma Hilde.

*Guten Appetit wünscht Uli Zierl!*



 **NGGGJ**  
Auftakt

**Die digitale NGGGJ**  
Präsentation und Perspektive